Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

zeichen
Nr. 3 | Winter 2022

BEGEGNUNGEN MIT ÜBERLEBENDEN

Inhaltsverzeichnis

3 EDITORIAL

THEMA

4 »Der Name meiner Schwester war Shoah«
Von Lukas Welz
8 Was für eine Frau!
Mirijam Grab über ihre Begegnung mit Frau Z.
10 Vastgelegd
Interview mit Batya Wollf
12 »Wir schießen Menschen auf den Mond, aber niemand kann mehr Socken stopfen!«
Katharina Gloe über ihre Begegnung mit Klara B.
13 Als Zweitzeug*innen Geschichte weitertragen
Von Lena Hartmann
14 Spät wahrgenommene Vielfalt
Von Andrea Genest
16 NS-Überlebende, die als Homosexuelle verfolgt wurden
Von Karl-Heinz Steinle
18 Verantwortung für die Überlebenden im Wandel der Zeit
Von Elke Braun

BEGEGNUNGEN UND ERINNERUNGEN

22 Zwischen schmerzhaften Erinnerungen und einem lebendigen Alltag
Sonja Thiel über ihre Begegnung mit Miriam Ohringer
24 »Das Beste, was Deutschland uns geben kann«
Von Mirjam Ohringer
25 Keine richtige Zeitzeugin, aber doch Zeugin – fast eine Zeitreisende
Von Pia Hansen
27 Erinnern als Aufruf für die Zukunft
Michaela Vidláková über ihre Begegnungen mit ASF-Freiwilligen
28 Aus Begegnungen lernen
Von Hildegart Stellmacher
30 »Kinder, die wie ich selbst ganz neu anfangen müssen«
Von Sabrina Gröschel
32 »Gedenken durch gute Taten«
Von Gerty Schübel
34 Jetzt werden wir Sinti das Andenken unserer Menschen bewahren und gestalten
Von Verena Sekanina
36 »Heute ist ›Dodenherdenking‹, aber eigentlich denke ich jeden Tag an sie«
Von Marlene Geissel
39 Pessach bei Georges Familie
Johann Heidbreder über seine Begegnung mit George und seiner Familie
40 Ein Glücksfall und ein Geschenk
Von Jan Schultheiß
42 Von der Herzlichkeit der Küchen, vom Feindesland der Straße
Von Joseph Wälzholz
44 Mit der Zeit hat sich die Skepsis gelegt
Von Regina Lawrowitsch
45 »Aber das ist eine ganz eigene Geschichte für das nächste Mal«
Von Leonore Schweynoch
46 Ich hüte Dans Erinnerungen bis heute gut
Leon Mahncke über seine Begegnung mit Dan Spira

ANDACHT

48 Friede auf Erden
Von Esther Auer

WEGGEFÄHRT*INNEN

49 Pawel Markowitsch Rubintschik – Andenken an einen Partisanen
50 Leise im Ton, aber mit Tiefenschärfe. Wir erinnern an Wolfgang Raupach-Rudnick

51 Termine

BILD- UND QUELLENHINWEISE

Titelbild: Die ASF-Freiwillige Leonore Schweynoch und Marianne Karmon, Jerusalem 2022
Mehr über diese Begegnung auf der Rückseite dieses Hefts.

Titelbild: ASF/Helena Schätzle
Innenseiten:
S. 3 ASF/Ruthe Zuntz
S. 5 AMCHA Deutschland/Helena Schätzle
S. 7 ASF/Helena Schätzle
S. 9 ASF/Helena Schätzle
S. 12 privat
S. 17 NS-Dokumentationszentrum München/Connolly Weber Photography
S. 19 ASF/Josua Rösing
S. 20 Kiryl Prepliaska
S. 23 Privatarchiv Marc Brandon/Boris Kowadlo
S. 26 ZWEITZEUGEN
S. 30 Privat
S. 31 Holocaust Memorial Day Trust
S. 38 ASF/Ruthe Zuntz
S. 41 privat
S. 43 ASF/Josua Rösing
S. 47 ASF/Helena Schätzle
S. 49 Fonds Eva, St. Petersburg/Aleksandr Gluz
S. 50 ASF/Gundi Abramski
S. 53 privat

IMPRESSUM

Ausgabe: Nr. 3, Winter 2022, 50. Jahrgang
Auflage: 7.800 Exemplare
ISSN: 2749-5639
Herausgeberin: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin
Redaktion: Jutta Weduwen (verantw.), Matteo Schürenberg, Ute Weinmann, Clara Brahms
Lektorat: Marina Schröder-Heidtmann
Telefon: 030 28 395 184 | Fax: 030 28 395 135
E-Mail: asf@asf-ev.de | Internet: www.asf-ev.de

Gestaltung: ultramarinrot, Berlin
Druck: Druckhaus Dülmen

ASF-Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft Berlin
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00
BIC: BFSWDE33BER

Editorial

Liebe Leser*innen,

fast alle ASF-Freiwilligen begegnen in ihrem Dienst Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung. Mittlerweile liegen zwischen den meist um die 20 Jahre alten Freiwilligen und den hochbetagten Überlebenden Generationen, in den Anfangsjahren von *Aktion Sühnezeichen* waren es manchmal nur ein paar Jahre Altersunterschied. Die Berichte der Freiwilligen in diesem *zeichen* erzählen uns von intensiven Momenten und Erinnerungen. Sie porträtieren die Menschen, denen sie begegnen durften.

Schon lange werden wir bei ASF gefragt, was der Sinn unserer Arbeit sein kann, wenn die Überlebenden nicht mehr da sind. Unsere Antwort ist zunächst: Sie sind noch da! Viele Überlebende sind in ihren 90ern, manche sind über 100 Jahre alt, wie Marianne Karmon, die von ASF-Freiwilligen in Jerusalem besucht wird und auf unserem Titelbild zu sehen ist.

Natürlich verstreicht die Zeit und wir verlieren Menschen, die uns und unseren Freiwilligen viel bedeutet haben. In diesem *zeichen* wollen wir an sie erinnern, so finden Sie einen Nachruf auf Pawel Rubintschik, der die Shoah in der Sowjetunion in Ghettos und als Partisan überlebt hatte.

Unsere Freiwilligen haben auch Kontakt zu Kinderüberlebenden, die teilweise keine Erinnerungen an die Zeit bis 1945 haben, deren Leben dennoch von der Verfolgung, dem Verlust der Familienangehörigen, den Traumata des Verstecks und des Überlebens geprägt sind. Und auch die Gespräche mit den Kindern und Enkelkindern der Überlebenden sind für unsere Freiwilligen von Bedeutung. Es sind Familiengeschichten von fortwährendem Schweigen und Ängsten, aber auch berührende familiäre Auseinandersetzungen wie sie die Amsterdamer Filmemacherin Batya Wolff in diesem Heft beschreibt. Verena Sekanina wiederum schildert, wie der Kampf um öffentliche Erinnerung an ihre als Sinti verfolgte Familie bestärkend wirkt.

Lukas Welz, ehemaliger Freiwilliger, unterstützt heute als Vorsitzender von AMCHA die psychosoziale Hilfe für Shoah-Überlebende. Er beschreibt eindrücklich, welche besondere Last Überlebende nach ihrer Befreiung bis heute spüren, auch weil sie immer noch Antisemitismus oder Kriegsgefahr (wieder)erleben müssen. Zugleich zeigt er den Ansatz von AMCHA auf: Anstatt Überlebenden nur als passive Opfer und Patient*innen zu sehen, spricht AMCHA sie als Gemeinschaft von aktiven Überlebenden an. Wir setzen uns in diesem Heft auch mit Opfer-Gruppen auseinander, die nach 1945 wenig oder erst sehr späte Anerkennung gefunden haben: LGBTIQ*, Sinti*zze und Rom*nja, Zwangsarbeiter*innen und Frauen, die im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert waren. Die Direktorin der Gedenkstätte Ravensbrück Andrea Genest, ehemalige ASF-Freiwilligen, schreibt über sie: »Die Menschen, die endlich gehört werden sollen, leben oft nicht mehr«. Umso wichtiger ist es, ihre Geschichten zu erzählen.

Viele Freiwilligen können in unseren Programmen noch immer Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung begegnen. Zunehmend wichtig ist uns die Begegnung und Unterstützung der zweiten Generation, der Kinder der Überlebenden. Wir leisten weiter einen Beitrag zur aktiven Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen – durch das Engagement von Freiwilligen in Gedenkstätten und Archiven. Unsere Freiwilligen setzen jeden Tag Zeichen gegen Antisemitismus, Rassismus und Rechtsextremismus – für Verständigung und Frieden. Die Arbeit von ASF bleibt weiter von großer Bedeutung.

Unsere Gedanken sind ganz besonders und weiterhin bei unseren Freund*innen und Partner*innen in der Ukraine. Wir halten den Kontakt und unterstützen sie mit Hilfslieferungen, die sich besonders an Überlebende und benachteiligte Menschen in der Region Odesa richten. Wir denken in dieser Weihnachtszeit an alle Menschen, die von Krieg, Verfolgung, Not und Flucht betroffen sind.

In herzlicher Verbundenheit

Ihre und Eure
Jutta Weduwen, *Geschäftsführerin*

»Der Name meiner Schwester war Shoah«

Die Folgen der Verfolgung sind für viele Überlebende bis heute allgegenwärtig. Auf das Erleben wirken auch aktuelle Erfahrungen ein. Antisemitismus, Krieg und Gewalt gehören bis heute oftmals zu ihrer Lebensrealität.

Lukas Welz

»Wir sind gerettet, aber wir sind nicht befreit«, dies schreibt Norbert Wohlheim, Überlebender des KZ Auschwitz Buna-Monowitz, in einem Brief nach seiner Befreiung 1945 und bittet um Unterstützung für die körperlichen und psychischen Folgen. Auch Niza Ganor sel. A., die Auschwitz und Ravensbrück überlebte, rekapitulierte »Mir wurde erst jetzt bewusst, dass dieser Augenblick nicht so war, wie ich ihn mir tausendmal erträumt hatte. Ich spürte ein Gefühl der Leere. Jetzt, da ich frei war, fehlte mir die Kraft aufzustehen.« Ähnlich beschreibt es die Überlebende Edith Velamns-van Hessen: »Der Tag der Befreiung brachte das Ende der Angst und den Beginn des Leids.«

Mit dem Kriegsende wurden die Überlebenden von Ausbeutung, Gewalt und Terror befreit. Ihre Befreiung aber führte nicht zu einem Leben frei von Ausgrenzung und Leiden, sie mussten mit den seelischen Nachwirkungen ihrer traumatischen Erfahrungen, sie mussten mit der Shoah leben.

»Aber es gab keinen Ort, wo wir hätten hingehen können«

»Die SS sagte uns, dass wir frei seien. Wir könnten gehen, wohin wir wollten und dürften tun, was wir wollten. Aber es gab keinen Ort, wo wir hätten hingehen können«, beschreibt die Auschwitz-Überlebende Giselle Cycowicz den Moment ihrer Befreiung.

> *»Europa war voll mit Menschen, die Lumpen trugen wie unsere. Alles Holocaust-Überlebende, die versuchten heimzukommen, gequält von Angst, Schmerz und Unsicherheit. Was werden wir vorfinden, wenn wir heimkommen? Wir trugen nichts in unseren Händen. Wann immer jemand vorbeikam, hielt er an und fragte: Vielleicht hast du meine Mutter getroffen, sie war die und die. Niemand war freudig, niemand war glücklich, dass es vorbei war. Als wir in unsere Stadt kamen, war alles, was mal uns gehörte, von den Einheimischen geplündert worden. Niemand zeigte sich betroffen von unserem traurigen Schicksal. Niemand sagte: Es tut mir leid, was euch passierte.«*

Nach Irrwegen konnte sie nach New York auswandern, bevor sie 1992 nach Israel ging und begann, als Psychologin für AMCHA mit anderen Überlebenden der Shoah zu arbeiten. Der Moment der Befreiung selbst war es, so resümierte Giselle Cycowicz, der sie am meisten traumatisierte.

Es war dieser Moment, der die ihr zugefügten Wunden erstmals sichtbar machte: die Heimat, die zerstört, die Familie, die ermordet wurde, die Seele und Identität, die gebrochen wurden. Im Moment der Befreiung konnte sie nichts als Leere und Schmerz empfinden.

Waren die Überlebenden alt genug, um die Welt sortieren zu können, wurden sie in ihren Grundfesten erschüttert. Als Kinderüberlebende waren sie in einer Welt ohne Schutz und Geborgenheit aufgewachsen. Für alle Zeit war ihre Psyche verletzt und bis heute sind sie von den Folgen gezeichnet. Für viele Überlebende war Suizid die einzige Konsequenz. Der Philosoph Jean Améry, der Psychoanalytiker Bruno Bettelheim oder der Lyriker Paul Celan sind bekannte Beispiele dafür, in einer Welt nach Auschwitz nicht mehr heimisch werden zu können.

Die Vergangenheit ist weiter präsent, die Gegenwart weiter verletzend

Traumatisierende Erfahrungen brechen bei den Betroffenen das Grundgefühl von Sicherheit und Kontinuität: das Ergebnis oft jahrelanger Gewalt- oder Foltererfahrung, Verfolgung und Verlust von Heimat

Die Überlebende und AMCHA-Psychologin Giselle Cycowicz.

oder beruflichen Perspektiven. Die traumatisierenden Erfahrungen können umso schwieriger in das eigene Leben und den Alltag integriert werden, wenn die Betroffenen mit ihrer Identität und ihren Erfahrungen nicht vollumfänglich anerkannt werden oder sie gar erneut durch Diskriminierung, Flucht- und Gewalterfahrungen belastet werden. So erfahren überlebende Sinti*zze und Rom*nja bis in unsere Gegenwart Diskriminierung oder es wiederholen sich für sie Kriegserfahrungen in Ländern wie Israel oder der Ukraine. Sie können zusätzliche Krisen auslösen, wenn etwa eine Überlebende sich im Bunker in Tel Aviv wieder genauso wie als Kind im Warschauer Ghetto fühlt.

Die Betroffenen leiden in der Folge unter Angstzuständen, Depressionen und weiteren psychischen Erkrankungen. Ohne eine psychosoziale Unterstützung kommt es zu langanhaltenden, oft lebenslangen Belastungen und Erkrankungen. Es besteht eine hohe Suizidrate in dieser Gruppe. Da die schwertraumatisierenden Erfahrungen in einem sozialen Gefüge verursacht und weiter durch Menschen, Gesellschaften und soziale Faktoren geprägt werden, darf in der Arbeit mit Überlebenden der Blick nicht allein auf die klinische Unterstützung verengt werden.

Der Psychiater und Überlebende der Shoah Hans Keilson spricht hier von sequenzieller Traumatisierung als entscheidendem Schlüssel im Umgang mit Überlebenden und ihren Nachkommen. Demnach ist Trauma als Prozess und nicht als ein singuläres Ereignis zu verstehen. Und damit ist der Umgang der Gesellschaft mit den traumatisierenden Erfahrungen nach der Gewalterfahrung ebenso bedeutsam für den Blick auf das Trauma wie die Gewalt selbst. Die zentrale Frage nach dem Überleben lautet also: Welche Möglichkeiten werden den Überlebenden geboten, ihre Bedürfnisse zu artikulieren und welche Unterstützung erfahren sie?

Es ist ein Irrglaube, dass diese Anerkennung selbst für Überlebende der NS-Verfolgung mittlerweile 77 Jahre nach der Befreiung schon vollumfänglich gegeben sei. Bis heute müssen Verfolgtengruppen in langwierigen Verhandlungen um Anerkennung und Entschädigungsleistungen kämpfen. Selbst wenn sie Entschädigungsansprüche geltend machen können, müssen sie unter enormer bürokratischer Last ihre Leiden erst nachweisen.

Auch Therapeuten hatten oft kein Verständnis und Zugang für die spezifische Situation und Prägung der Überlebenden. So wirkt die Ignoranz bis hin zur Relativierung und Leugnung der Shoah und die fehlende Anerkennung in weiten Teilen der Gesellschaft auf die Überlebenden weiter negativ ein. Bei Giselle Cycowicz hat es bis ins Alter gedauert, bis sie einen Raum fand, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Denn selbst ihr Ehemann hatte von ihrem Leben als Überlebende nichts hören wollen. So entstand nach dem Krieg eine Art Schweigegelübde in der Öffentlichkeit. Nur in der Gemeinschaft untereinander fühlten sie sich verstanden, ohne sprechen zu müssen. »Freitagabends kamen in New York viele Holocaust-Überlebende zu uns, um meine Mutter zu besuchen. Denn es war schön, mit einer Mutter zusammen zu sein. Mütter gab es sonst keine mehr«, erinnert sich Giselle Cycowicz.

Von Opfern zu Überlebenden: Therapeutische Hilfe als Selbstermächtigung

Erst in den 1980er Jahren rückten zunehmend die langfristigen Folgen der NS-Verfolgung in den Blick. Dieses damals neue Feld der Traumaforschung wurde wesentlich von Gründungsakteur*innen von AMCHA in Israel geprägt. Sie waren oft selbst Überlebende und wollten eine Selbsthilfe organisieren, die ihren besonderen Bedürfnissen gerecht wurde.

Aufbauend auf den Erkenntnissen von Hans Keilson und seinem Verständnis von sequenziellem Trauma prägte Haim Dasberg den psychosozialen Ansatz der Organisation. Zentral ist dabei die Herangehensweise, dass die Hilfe nicht nur in psychotherapeutischer oder psychiatrischer Behandlung erfolgt, sondern erst durch soziale Aktivitäten und mit der Solidarität der Gemeinschaft ihre ganze Wirkung entfalten kann. Statt einer rein medizinisch-pathologischen Behandlung müssen psychosoziale Ansätze gestärkt sowie soziale, politische und kulturelle Faktoren einbezogen werden.

Hier gilt es auch die gesamte Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Schon zur Zeit der NS-Verfolgung stand »AMCHA« – abgeleitet aus dem Hebräischen »Dein Volk« – sinngemäß für »Du bist von uns« und war ein Erkennungszeichen unter jüdisch Verfolgten. Der Name steht heute für eine Organisation, in der Menschen, die im Nationalsozialismus als Jüdinnen und Juden verfolgt worden sind, zusammenkommen können. Über 75 Jahre nach der Befreiung ist die Zahl derjenigen, die psychologische und psychosoziale Unterstützung bei AMCHA suchen, etwa doppelt so hoch, wie noch in den 2010er Jahren.

Anerkennung, Solidarität und Gemeinschaft – diese entscheidenden Grundlagen für einen wirksamen Umgang mit extrem traumatisierenden Erfahrungen finden viele tausende Überlebende jedes Jahr in den mittlerweile 15 AMCHA-Zentren in Israel; für viele sind sie zum zweiten Zuhause geworden. Hier werden die Betroffenen aus der Einsamkeit und Isolation geholt, über gemeinschaftliche Aktivitäten entfaltet sich eine therapeutische Wirkung. Durch das Kochen von Gerichten der Kindheit beispielsweise werden Erinnerungen an eine Zeit vor der Verfolgung ausgelöst. So können sich die Betroffenen eine Erzählung vom Leben aneignen, die ihre NS-Verfolgung nicht ausklammert, aber um viele andere Lebensmomente bereichert. Durch das hohe Alter der Menschen steigt auch der Bedarf an psychosozialer Begleitung zu Hause, in Altenheimen und Hospizen. Den Überlebenden eine Gemeinschaft zu bieten ist das Ziel, unabhängig von Ort und Alter.

Die Begegnung mit traumatisierender Vergangenheit wird so nicht pathologisiert. Sie ist vielmehr integraler Teil des Lebens und ein Prozess, der nicht abgeschlossen sein kann – so wenig, wie die Vergangenheit vergessen gemacht werden kann. Die Shoah wird in den AMCHA-Zentren nicht verschwiegen, schon gar nicht vergessen. Aber sie ist in den therapeutischen Aktivitäten in dieser Schicksalsgemeinschaft nicht vordergründig präsent, da sie bei den Betroffenen ohnehin unweigerlich allgegenwärtig ist. In den Zentren müssen sie nicht über die Vergangenheit sprechen und teilen sie doch mit- und untereinander.

Trauma als Prozess und nicht als ein singuläres Ereignis zu verstehen, ist eine der grundsätzlichen Erkenntnisse aus der langjährigen Erfahrung in der Hilfe für schwer traumatisierte Überlebende der Shoah durch AMCHA in Israel. Bei AMCHA haben die Klient*innen von Anfang an die Arbeit der Organisation mitgestaltet. Aus passiven, in Schuldgefühlen und Hilflosigkeit gefangenen »Opfern« wurden dadurch »Überlebende«: Menschen, die die Gestaltungsmacht über ihr eigenes Leben zurückerlangen. Viele Überlebende, die bei AMCHA Hilfe erhalten haben, fanden die Kraft, bis ins hohe Alter als Zeitzeug*innen über ihre traumatisierenden Erfahrungen zu berichten, selbst in Deutschland. Leben mit der Shoah richtet sich insofern auch auf uns als Gesellschaft, die die Verantwortung trägt, den Überlebenden und ihren Nachkommen gerecht zu werden. Sie nicht als Helden zu verehren und sie so von ihren alltäglichen Herausforderungen zu entmündigen oder sie mit Gleichgültigkeit oder Unglauben zu diskreditieren.

Ein Schicksal über Generationen hinweg

Das Leid, das Deutschland Menschen zufügte, trägt über Generationen hinweg. So erinnert sich Regina Steinitz, die im Versteck in Berlin die Shoah überlebte und heute Unterstützung durch AMCHA erfährt:

> *»Meine Eltern nahmen ihre Kinder und gingen ins Ungewisse, in eine Welt, deren Grausamkeit man sich nicht vorstellen kann, und das ist dann das Ende. Immer, wenn ich die Chanukkalichter angezündet habe, musste ich mich abwenden und auf die Toilette verschwinden. Meine Kinder sollten meine Tränen nicht sehen. Denn es war das letzte schöne Fest meiner eigenen Kindheit gewesen. Wir tragen Erinnerungen in uns und haben sie oft wortlos an unsere Kinder weitergegeben. Es gibt Zeiten, in denen man diese Erinnerungen beherrschen kann und Zeiten, Stunden und Minuten, in denen einen die Ängste einfach überwältigen.«*

Traumatisierende Erfahrungen reichen weit, von den Großeltern und Eltern auf ihre Nachkommen, und äußern sich in innerfamiliä-

ren Konflikten über soziale Faktoren, die das Verhalten beeinflussen, bis hin zu akuten psychischen Leiden. Zeev, Kind von Überlebenden der Shoah, der in Tel Aviv Unterstützung durch AMCHA erfährt und nun selbst im Rentenalter ist, führt die Belastungen eindrücklich vor Augen: »Der Name meiner Schwester ist Shoah. Sie war immer die interessantere, klügere, attraktivere von uns Geschwistern für meine Eltern.« Er macht damit deutlich: Sein Leben stand im belastenden Schatten der Shoah, auch wenn er sie selbst nicht unmittelbar erleiden musste. Sein Leben bis zum Tod seiner Eltern war dominiert von der Shoah und ihren Nachwirkungen. Der Tod seiner Eltern war für ihn der von Giselle Cycowicz beschriebene traumatisierende Moment der Befreiung, wenn deutlich wird, was für ein eingeschränktes Leben man bisher geführt hat, welche Möglichkeiten vertan worden sind und dass das eigene Leben womöglich selbst schon zu fortgeschritten ist. Zeev widmete sein Leben seinen Eltern.

Viele Nachkommen berichten von der Parentifizierung, wenn also die Eltern nicht in der Lage sind, ihre Rolle auszufüllen oder tagtäglich unter Ängsten leiden, so dass ihre Kinder in frühen Jahren schon die Fürsorgepflichten übernehmen müssen. Werden Nachkommen im jungen Alter zu »Überlebenden« erzogen, sind sie ihrer kindlichen Möglichkeiten beraubt. Wenn etwa die Ängste der Eltern gegenüber alltäglichen Erscheinungen wie Türklopfen durch die Sozialisation übernommen werden. Oder Kinder, die nach der Befreiung geboren wurden, die Identität ihrer älteren in der Shoah verlorenen Geschwister annehmen sollen. Auch diese psychischen Belastungen der Nachkommen müssen spezifisch adressiert werden. Ihr Leben ist unmittelbar mit der Shoah verbunden und sie haben einen Anspruch darauf, gehört zu werden und Hilfe zu erfahren.

Damit wird deutlich: Die generationenübergreifenden Folgen sind nicht nur eine individuelle Aufgabe. Als Nachfahr*innen im Land der Täter*innen tragen wir Verantwortung für die Nachkommen der Überlebenden, die ein Leben mit der Shoah gestalten müssen. Um diesen Herausforderungen zu begegnen, braucht es eine solidarische, aufgeklärte Gesellschaft. Nur sie bietet Betroffenen den Raum, den sie brauchen, um selbstbestimmt und selbstermächtigt zu leben. Eine an Menschenrechten orientierte Gesellschaft übernimmt Verantwortung für diejenigen, die unter den Folgen kollektiver Gewalt leiden – über Generationen hinweg. Eine an moralischen Werten orientierte Gesellschaft solidarisiert sich mit Überlebenden und ihren Nachkommen über den therapeutischen Raum hinaus.

Die Shoah-Überlebende Ruth Levi und Clara Geberth. Die ASF-Freiwillige leistete ihren Dienst bei AMCHA in Jerusalem.

Lukas Welz leistete 2005/2006 seinen Zivildienst mit ASF in Jerusalem. Er ist ehrenamtlich Vorstandsvorsitzender von AMCHA *Deutschland* und leitet den *Bundesverband der Psychosozialen Zentren für Folteropfer und Geflüchtete* (BAfF).

Was für eine Frau!

Mirijam Grab über ihre Begegnung mit **Frau Z.**

Brühe mit Klößen, genau diesen Geschmack habe ich auf der Zunge, der typische Geruch einer Altbauwohnung liegt mir in der Nase und ich spüre, wie die Sonne meine Haut wärmt. Dann höre ich das Öffnen des Fensters, ein »Hallo, wie schön, dass Sie da sind!« und das Klirren des Haustürschlüssels, der vom ersten Stock auf dem Gehweg aufschlägt, damit ich die Tür öffnen kann. All dies kommt mir in den Sinn, wenn ich an sie denke – und es folgt das unweigerliche Lächeln auf meinem Gesicht: Was für eine Frau!

Bei Frau Z. durfte ich Fragen stellen, lernen, mich aufregen, lachen. Sie ist der Typ Mensch, der Raum gibt, man selbst zu sein, ohne verurteilt zu werden. Nach einem viel zu kurzen, aber doch sehr langen halben Jahr sagte sie Worte, die ich nie vergessen werde: »Mirijam ist für mich wie eine Tochter.« Ihr Vertrauen, ihre Liebe und alles, was sie mir gab, begleiten mich und werden mich immer begleiten.

Frau Z. überlebte die Shoah versteckt in einem kleinen Dorf in Tschechien. Nach Kriegsende fand die Familie durch einen Zufall wieder zusammen. Später hatte sie eine eigene Sprachschule. Bis heute ist sie ein aktives Mitglied der jüdischen Gemeinde in Olomouc und wird bald Urgroßmutter.

Mirijam Grab hat 2016/2017 mit ASF ihren Freiwilligendienst bei *Živá paměť* in Olomouc gemacht. Heute studiert sie evangelische Theologie.

Vastgelegd

Die ASF-Partnerin und Filmemacherin Batya Wolff spricht im Interview als Tochter eines Schoah-Überlebenden über Traumata, das Festhalten von Erinnerungen und über die Ambivalenz von Bildern.

Dutzende Familienmitglieder von Max Wolff (*1926) wurden in den deutschen Lagern ermordet. Max überlebt den Krieg und kauft 1945 eine Kamera. Die Fotos helfen ihm, neue Erinnerungen zu schaffen, und geben ihm einen Halt, sein Kriegstrauma zu bewältigen.

Batya Wolff, die jüngste seiner drei Töchter, sieht sich Jahre später auf Hunderten von Fotos, kann sich aber nicht mehr an diese aufgenommenen Situationen erinnern. Für sie erinnern die Fotos vor allem an das, was nicht festgehalten wurde: wie der Krieg im Haus stets präsent war. Mit jedem Kameraklick hat Max – ungewollt, aber immer wieder – seine Traumata an die nächste Generation weitergegeben.

In »Vastgelegd« (engl. »Captured«) tauscht Batya, die in Amsterdam viele Jahre lang mit ASF-Freiwilligen im *Jüdisch-Historischen Museum* und im *Jüdischen Kulturviertel* gearbeitet hat, die Rollen: Sie stellt ihren Vater vor die Kamera.

EIKE STEGEN: Im Film zitierst Du einen Satz aus der Chronik, die Dein Vater über Eure Familie verfasst hat: »Alles, was von mir ist, trage ich bei mir.« Du sagst ihm: »Alles, was von Dir ist, trage ich nun auch bei mir.« Dein Vater sagt: »Das ist gut, dann brauche ich es nicht allein zu tragen.« Und du daraufhin: »Und was ist mit mir?« Dein Vater gibt keine Antwort. Hast Du eine Antwort erwartet?

BATYA WOLFF: Es war für mich in den konfrontativen Szenen sehr wichtig, dass sichtbar wird, dass es sich eigentlich um Unüberbrückbares handelt. Das hat mir sehr geholfen. Es ging mir nicht so sehr darum, dass mein Vater sagt: »Ach Schatz, wie schwer für Dich, lass mich Dich in den Arm nehmen.« Das hatte ich überhaupt nicht erwartet. Als meine Schwester die Szene sah, explodierte sie fast vor Wut. Mir ging es nicht so. Sie fand es so schlimm und schmerzhaft, dass mein Vater mich überhaupt nicht sieht. Das Sichtbarmachen von etwas, das nicht vergehen wird, so schmerzhaft es auch sein mag – ich weiß nicht, wie ein Psychologe das im Nachhinein beurteilen würde, aber – mir hat es wirklich geholfen.

Habt ihr vor oder nach dem Film darüber gesprochen?

Wir haben außerhalb des Films fast nie auf diese Weise darüber gesprochen. Mein Vater hat natürlich seine eigene Geschichte: Heute ist der Todestag von dem, und heute ist der Todestag von jenem, oder heute war ich dort dabei… . Er ist in seine eigene Geschichte vertieft, deshalb haben wir nie wirklich darüber gesprochen, was das für uns Kinder bedeutet. Er dachte lange, mein Film sei ein Porträt über ihn. Er fragte: »Wie läuft es mit dem Film über Deinen Vater?« Und ich dachte: Na ja, ein Film über meinen Vater? Ich bin hier auf meiner eigenen Suche.

Du zeigst auch einen historischen Filmausschnitt von Deinem Vater mit seinen in Auschwitz ermordeten Schwestern, darunter Deine Tante Elly, und Ellys Mann 1940 vor dem Krieg. Du sagst, dass Du in diesen Bildern Deinen Vater zum ersten Mal ›siehst‹ – ohne die Traumata der Shoah. Haben Dir diese neuen Bilder für Deine eigenen Traumata geholfen?

Es war für mich ein sehr starkes Erlebnis. Als ich die Bilder sah, schlug das wirklich ein wie eine Bombe. Es gibt viele Gründe, warum ich meinen Vater nicht ›gesehen‹ habe, aber dort sah ich ihn und dachte, ich sehe ihn zum ersten Mal. Das ist er. Ich fand es also sehr aufregend, ihm das zu sagen, und das Verblüffende ist, dass er zuerst scherzte: »Du hast mich doch als Baby auf dem Foto mit diesem Bärenfell gesehen«, und ich dann sagte: »Ja, aber nicht so.« Und dann sagt er: »Nein, nicht lebendig.« Unglaublich, dass er das gesagt hat. Natürlich war er immer lebendig, und glücklicherweise lebt er noch immer, aber eben nicht in der Art, die das Wesen des Lebens, seine Essenz, ausmacht.

Als ich die allererste Szene mit ihm gedreht habe, die jetzt in der Mitte des Films ist, in einem Fotostudio, da schaue ich durch die Kamera auf ihn, und in dem Moment konnte ich mich wirklich mit diesem kleinen Jungen im Film verbinden. Das wurde für mich ein leitender Gedanke, dass ich sie zusammenbringen muss, diesen alten Mann

mit seiner Veteranenjacke und diesen kleinen Jungen. Und indem ich mich hinter die Kamera stellte, konnte ich vielleicht auch besser auf ihn schauen. Es ist auch eine Art Schutz, der durch die Kamera ermöglicht wird.

Wir sehen Deine lebensfrohe, attraktive Tante Elly. Du beginnst ein Gespräch mit ihr, Du sprichst sie lachend mit »Hello, gorgeous« an. Als Zuschauer teile ich Deine Freude und gleichzeitig bin ich überwältigt von der Trauer über den Verlust. Wie war das Gespräch mit ihr für Dich?

Ich war in Paris, vor mehr als zehn Jahren, da gibt es ein Denkmal mit den Namen der Opfer, das *Mémorial de la Shoah*. Ich habe nach den Namen gesucht, weil ich natürlich wusste, dass die Schwestern meines Vaters und sein Schwager über Drancy deportiert worden waren. Ich habe dort intensiv gesucht. Als ich den Namen meiner Tante gefunden hatte, habe ich zum ersten Mal gedacht: Ich muss erklären, wer ich bin. Ich stehe da, aber sie hat keine Ahnung, wer ich bin.

Mein Ko-Regisseur Arnoud Holleman hat mich bei einem Zoom-Meeting mit einem Bild von Elly überrascht. Arnoud schuf so die Möglichkeit, dass ich ganz frei mit ihr sprechen konnte. Davon sind einige Fragmente nun im Film. Das war eine Art »healing moment«, dass ich diese Verbindung herstellen konnte. Da ist mir bewusst geworden, dass das zuvor schwierig für mich war: Wir kommen aus der Nachkriegszeit. Wie Du es auch machst und was immer Du tust: Es steht Dir auf die Stirn geschrieben, dass Du von ›danach‹ bist. Ohne diesen Satz kann ich mich mir gar nicht vorstellen: Du bist von ›danach‹. Mein Vater hat das ganze Elend durchlebt, aber er hat wenigstens noch eine Erinnerung daran, wie es ›davor‹ war. Das bedeutet für mich einen sehr großen Konflikt oder einen Schmerz. Indem ich diese Bilder fand, diese bewegten Bilder, hatte ich das Gefühl, dass ich bereits in einer Art Kontakt mit ›davor‹ war. Und ja, der »ultimate moment« für mich war, als ich anfangen konnte zu sprechen und damit alles über diese Kluft hinweg verbunden habe.

Was kam darüber in Eurer Familienkonstellation in Bewegung?

Es fühlte sich ganz natürlich an, meiner Tante zu erklären, wie die Familie sich inzwischen zusammensetzte und wer wer war. Das ist sehr befreiend. Natürlich bin ich mit dieser toten Familie aufgewachsen, deshalb ist es für mich das Wichtigste, dass sie in mir lebt. Diesen Mord und diesen Tod, den macht es nicht besser. Aber es ist eine Tatsache, dass sie gelebt haben und dass ich sie sozusagen lebendig machen kann. Mein Vater war immer zwischen uns. Es ist sein Krieg, es sind seine toten Schwestern, er hat nach dem Krieg die vergrabenen Fotoalben geborgen. Sobald ich diese Fotoalben in die Hände nehme, ändern sich die Fotos, weg von den Fotos, die mein Vater ausgegraben hat, hin zu Ellys Fotoalben. Das sind ihre Fotos, ihre Hand, die sie vergraben hat. Es hat also sehr viel damit zu tun, dass mein Vater zwischen uns heraustrat und ich in der Lage war, eine direkte Beziehung zu ihr aufzubauen.

Hattest Du Zweifel, diesen so persönlichen Einblick in Eure Familie öffentlich zu machen?

In den letzten 15 Jahren habe ich kleine Filme für die Familie gemacht. Und irgendwann haben wir uns gedacht: Das könnte doch eigentlich ein Film werden. Ich hatte nicht erwartet, dass es ein so emotionaler Zweite-Generation-Film werden würde. Aber als ich erst einmal dabei war, sagten wir uns: Was für die Familie gut ist, ist gut für den Film, als »an act of repair.« Es ging mir überhaupt nicht darum, mit meinen Eltern so hart ins Gericht zu gehen, sondern zu verstehen, wie komplex es war und noch ist. Natürlich habe ich das meiner Familie gezeigt, um ihnen die Möglichkeit zu geben, zu reagieren.

Viele der Fotos aus meiner Kindheit und auch das Filmmaterial: Man sieht tatsächlich eine große Sorgfalt, wir wurden verwöhnt, nichts konnte gut genug für uns sein. Aber darunter lauerte noch etwas Anderes. Und beides ist wahr. Ich glaube, dass man das spürt, dass nicht alles nur düster ist, aber dass hinter all diesen märchenhaften, poetischen Bildern auch viel Schmerz steckt.

Wie fielen die Publikumsreaktionen aus?

Bei einer Aufführung war eine Frau aus der Ukraine, sie war vor 13 Jahren nach Deutschland gekommen, als Teenager. Sie sagte: »Als ich nach Berlin kam, hatte ich das Gefühl, alles verloren zu haben, dass es nichts mehr gab, meine Spielsachen nicht mehr, nicht mehr meine Freunde.« Und dann sagte sie: »Ich habe angefangen, alles zu fotografieren und zu filmen. Das ist sehr interessant, diese ganze Ebene des Festhaltens, um nach einer traumatischen Belastung etwas wieder in den Griff zu bekommen.« Für mich war das eine schöne Reaktion, die unabhängig ist von dem spezifisch Jüdischen. Mir gefällt es, dass es diesen Raum gibt.

Batya Wolff ist Programm- und Ausstellungsmacherin sowie Pädagogin am *Jüdisch-Historischen Museum* in Amsterdam. Als Rechercheurin und Szenaristin hat sie für den Filmemacher Frans Weisz gearbeitet.

Das Interview führte **Eike Stegen**. Er war 1993/1994 ASF-Freiwilliger im *Jüdisch-Historischen Museum* in Amsterdam, heute ist er Öffentlichkeitsreferent im Haus der Wannsee-Konferenz.

Der Film »Vastgelegd«, NL 2021, *Regie: Arnoud Hollemann, Batya Wolff/Produktion: De Familie Film & TV. Film auf Youtube: https://youtu.be/ogZJiL3vZjs*

»Wir schießen Menschen auf den Mond, aber niemand kann mehr Socken stopfen!«

Katharina Gloe über ihre Begegnung mit **Klara B.**

Von Weitem muss es lustig ausgesehen haben, wie wir zwei eingehakt durch die graue Plattenbausiedlung Nowa Huta in Krakau zum Einkaufen spazierten – 20 Zentimeter Größenunterschied und beinah 70 Jahre Altersunterschied. Manchmal, wenn es der kleinen energischen Frau mit dem rotbraunen Lippenstift zu lange dauerte, drängelten wir uns auch mit »Ich bin fast hundert Jahre alt!« im Laden vor. Vor allem ihre witzigen Lebensweisheiten wie die von der Mondlandung und dem Sockenstopfen sind es, die mir in Erinnerung geblieben sind, aber auch ihr großes Herz und ihre Geduld und nicht zuletzt die Erkenntnis, die Biografie meines Gegenübers als komplexes Ganzes zu betrachten. Ich bin sehr dankbar für das Jahr, in dem ich Pani Klara begleiten durfte und sie mich. Die rote Strickjacke, die sie mir geschenkt hat, erinnert mich noch heute daran.

Katharina Gloe hat 2013/2014 während ihres Freiwilligendienstes in Krakau Klara B. (1917–2014), die das KZ Stutthof überlebte, besucht.

Als Zweitzeug*innen Geschichte weitertragen

Was folgt nach den Überlebenden? Junge Menschen nehmen die Erinnerungskultur in die Hand.

Lena Hartmann

Lustig, herzerwärmend, bestärkend – so beschreibe ich immer meine erste Begegnung mit der Zeitzeugin Hermine Liska in Graz (Österreich). Diese starke Frau hat auch mit über 90 Jahren einen unglaublich positiven Blick auf die Welt, strahlt Fröhlichkeit und Zuversicht aus. Dabei hat sie als Kind Erfahrungen gemacht, die niemand machen sollte.

»Alle haben die rechte Hand g'hoben, nur ich nicht.«, sagte uns Hermine Liska im Interview. Dies führte dazu, dass die junge Hermine von ihren Eltern getrennt und als Zeugin Jehovas in Erziehungsheime der Nationalsozialist*innen kam. Denn im NS-Regime wurden Kinder und Jugendliche systematisch nach der nationalsozialistischen Ideologie erzogen. Dies geschah in der Schule ebenso wie in der ›Hitlerjugend‹ und dem ›Bund Deutscher Mädel‹. Wenn Kinder und Jugendliche von der NS-Ideologie abwichen, wurden sie als »asozial« oder »schwer erziehbar« eingestuft und konnten damit in nationalsozialistische Erziehungsheime eingewiesen werden. So auch Hermine – und trotzdem trägt sie so viel Liebe in sich. Für mich ist sie ein Vorbild, sie motiviert mich, mich für Menschlichkeit in unserer Gesellschaft einzusetzen. Ich bin Hermines Zweitzeugin geworden und erzähle ihre Geschichte weiter, um ihre Erinnerungen zu bewahren, Menschen zu berühren und zu ermutigen, selbst Zweitzeug*in zu werden.

Gemeinsam mit 135 Ehrenamtlichen und 20 Hauptamtlichen befähigen wir als gemeinnütziger Verein ZWEITZEUGEN *e. V.* bundesweit junge Menschen, sich selbst als Zweitzeug*innen aktiv gegen Antisemitismus und andere Diskriminierungsformen im Heute einzusetzen. Über persönliche Erzählungen von Überlebenden des Holocaust, der Zeit ihrer Verfolgung und ihrem weiteren Leben machen wir Geschichte nachfühlbar und begreifbarer, damit die die Erinnerungen der Zeitzeug*innen auch nach ihrem Tod nicht verstummen.

Die Idee unserer Arbeit entstand 2010 als Studienprojekt, 2014 folgte die Vereinsgründung. Geleitet von dem Zitat des Zeitzeugen Elie Wiesel »Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge werden.« haben wir bis dato 37 Zeitzeug*innen des Holocaust in Deutschland, Israel, Schweden, den Niederlanden, Tschechien und Österreich getroffen. Ihre Geschichten geben wir in Ausstellungen, Workshops und Veranstaltungen weiter. 20.000 Kinder und Jugendliche wurden mithilfe ihrer Geschichten bisher zu Zweitzeug*innen.

Durch die besondere Form der Weitergabe mithilfe des »Herz-Kopf-Hand«-Prinzips ermöglichen wir jungen Menschen ab dem zehnten Lebensjahr einen Zugang zum abstrakten Thema Holocaust: Persönliche Lebensgeschichten erleichtern den Zugang zu mehr Wissen und Verständnis für die NS-Zeit und ihre Opfer und eröffnen zugleich den Raum selbst aktiv zu werden.

Wichtiger Teil des didaktischen Konzepts ist es, Briefe an die Überlebenden schreiben zu können. Was die Erzählungen der Zweitzeug*innen bewirken, zeigt ein Brief an den Überlebenden Rolf Abrahamsohn, geschrieben von einer Schülerin: »Hallo Rolf, Deine Geschichte hat mich sehr bewegt. Viel zu diesem Thema kann ich nicht sagen, nur dass ich mir nicht vorstellen kann, wie schlimm das war. Diese ewige Angst, diese Qualen und Erlebnisse, die man nicht vergessen kann. Ich hoffe, dass so etwas nie wieder passiert [...]. Ich werde Deine Geschichte weitererzählen, Rolf.« Die Briefe selbst bedeuten auch den Zeitzeug*innen und ihren Angehörigen sehr viel. Die Tochter einer Zeitzeugin schrieb uns kürzlich: »Wie gut müssen Sie Ihre Arbeit machen, wenn die Jugendlichen so beeindruckt sind und die Geschichte meiner Mutter in Erinnerung behalten, wie sie es oft schreiben. Sie bewundern die Stärke meiner Mutter und wer weiß, vielleicht wird diese Stärke ihnen eines Tages in ihrem Leben ein Vorbild sein. Ich freue mich sehr, dass die Schüler mir schreiben.«

Lena Hartmann ist Leiterin Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit bei ZWEITZEUGEN *e. V.* und lebt in Niedersachsen.

Spät wahrgenommene Vielfalt

Überlebende des KZ Ravensbrück zwischen politischer Selbstorganisation und später Anerkennung

Andrea Genest

Es ist wohl meine Generation der in den 1970er und 1980er Jahren Geborenen, der die Aufgabe zukommt, sich von den letzten Zeitzeug*innen der NS-Verfolgung zu verabschieden. Jede Woche erreichen uns in den NS-Gedenkstätten die Nachrichten, dass wieder eine oder einer verstorben ist. Viele sind gute Bekannte, die wir und die uns jahrelang begleitet haben, bisweilen sind sie auch zu Freundinnen und Freunden geworden.

Ich bin heute noch froh, dass ich Alicja Gawlikowska, die über vier Jahre im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert war, im Jahr 2020 noch einmal in Warschau besuchen konnte, auch wenn sie mich schon nicht mehr erkannte. Ein Gefühl der alten Verbundenheit kam auf, als sie schließlich meine Hand streichelte. Wir kannten sie als charmante, intelligente und geradezu sprühende Dame, eine erfahrene Ärztin, die es vermochte, ihre Erinnerungen einer nachgeborenen Generation auf eine Weise zu erzählen, die immer auch die eigene Haltung während des Krieges reflektierte. Auch ihr Buch »Ich habe nie eine Heldin aus mir gemacht« (Berlin 2017) vermittelt diesen differenzierten Blick auf ihre Hafterfahrung. Jüngst verließ uns auch Alicja Kubecka, die in vielen Gesprächen und Treffen die entsetzlichen Lebensbedingungen im Außenlager Genshagen vermittelte, wo sie für die Rüstungsindustrie arbeiten musste. Sie reiste regelmäßig nach Deutschland, unter anderem eingeladen vom *Maximilian-Kolbe-Werk*. Nach Ravensbrück kam sie, um über ihr Leben in Gefangenschaft zu berichten – aber auch, um für jene, die das Lager nicht überlebten, eine Rose in den Schwedtsee am Rande der Gedenkstätte zu legen.

Politische Gefangene bestimmten zunächst das Gedenken

In Ravensbrück sind es mehrheitlich die aus politischen Gründen inhaftierten Frauen gewesen, die die Gedenkstätte seit Jahrzehnten begleitet haben. Die meisten Gefangenen aus dem Ausland trugen den roten Winkel. Sie kamen in erster Linie zu den Jahrestagen der Befreiung im April, bisweilen begleiteten sie im Laufe des Jahres auch Gruppen aus ihren jeweiligen Ländern. Es waren in erster Linie die politischen Häftlinge, die sich nach dem Krieg in den Häftlingsverbänden zusammenfanden. Sie wussten aus eigener Erfahrung um die politische Kraft organisierten Handelns. Ravensbrück war 1959 als eine von drei *Nationalen Mahn- und Gedenkstätten* in der DDR eingeweiht worden, die vor allem den antifaschistischen Widerstandskampf hochhielt. Dies spiegelte sich bereits im ersten Lagermuseum wider, das damals noch im Zellenbau untergebracht war und auch im Narrativ der Gedenkräume, die an die Gefangenen-Gruppen einzelner Länder erinnerten. Die in den 1980er Jahren erweiterte Ausstellung in der ehemaligen Kommandantur setzte diesen Fokus fort. Es begann erst in den 1990er Jahren, dass die Forschung sich auch anderer Haftgruppen annahm, den Jüdinnen und Juden, den Sinti*zze und Rom*nja oder den als »asozial« Stigmatisierten. Möglich wurde dies auch durch den politischen Umbruch 1989: Zum 50. Jahrestag der Befreiung reisten an die 3.000 ehemalige Häftlinge in die Gedenkstätte Ravensbrück, 300 allein aus Israel, eine große Zahl aus Ost- und Ostmitteleuropa. In den 2000er Jahren wurden in wissenschaftlichen Workshops oder Wanderausstellungen weitere Gruppen im Lager in den Blick genommen – jene, die zur Sex-Zwangsarbeit eingesetzt waren, die Gruppe der Christinnen im Lager, die Zeuginnen Jehovas, jene, die wegen des Delikts »Verkehr mit Fremdvölkischen« verurteilt wurden, aber auch die Gruppe derjenigen, die als »Inteligencja« in Polen und Tschechien verfolgt worden war. Die Wanderausstellung »Frauen im Widerstand. Deutsche politische Häftlinge im Frauen-KZ Ravensbrück« im Jahr 2019 war gewissermaßen eine Rückkehr zu einem Thema, das länger nicht mehr behandelt wurde – und das eines neuen Forschungsstandes bedurfte, wie in Henning Fischers Buch »Überlebende als Akteurinnen« (München u. a. 2017).

Die Frage, welche Zeitzeug*innen wann reden, ist komplex, da diese erst in einem Gesprächskontext zu Zeitzeug*innen werden. Als Menschen, die Schreckliches gesehen und erlebt hatten, versuchten die meisten, in ihr Leben zurückzufinden, einen Alltag zu bestehen. In vielen Ländern fanden sich ehemalige Inhaftierte zu Organisationen zusammen, häufig mit einer zweifachen Aufgabe – der öffentlichen Erinnerung an die Lager und an diejenigen, die darin umkamen, wach zu halten, aber auch, um für ein soziales Miteinander und eine Gesundheitsfürsorge zu sorgen. Dies waren eben häufig die Personen, die aus dem organisierten Widerstand kamen beziehungsweise aus Parteistrukturen, die in Opposition zum NS-Regime lagen. Die ehemaligen politischen Häftlinge standen für eine aktive Gegenwehr gegen die Okkupation, weswegen sie in ihren Gesellschaften am ehesten gehört wurden.

Späte Wahrnehmung der Verfolgten jenseits des antifaschistischen Gründungsmythos

Das wachsende gesellschaftliche Interesse an der Verfolgung von Jüdinnen und Juden wie auch der Sinti*zze und Rom*nja ebnete den Weg für die politische Anerkennung rassischer Verfolgung. Über lange Jahre wurden sie kaum auf ihre Erfahrungen hin befragt. Die DDR-Erinnerung berief sich auf den antifaschistischen Widerstand als Gründungsmythos. Der ostdeutsche Staat sah sich zudem nicht als Nachfolgestaat des NS-Regimes, weshalb sie sich auch nicht für eine Entschädigung der rassisch Verfolgten im eigenen Land zuständig sahen. Lange Jahre sahen sich Jüdinnen und Juden nur als passive Opfer gezeichnet, nicht aber als handelnde Akteur*innen. Erst mit der Wahrnehmung ihrer spezifischen Verfolgung nahm auch die Forschung zu ihrer Situation im Nationalsozialismus zu und jüdische Widerstandsformen wurden stärker anerkannt.

Mit der Hinwendung der Forschung zu Fragen der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft und zur Situation derer, die aufgrund ihrer Lebensgestaltung nicht vom NS-Regime akzeptiert wurden, erweiterte sich der Kreis der Zeitzeug*innen. Diese Menschen waren beispielsweise aufgrund ihrer sexuellen Identität oder sozialen Lage auch in der Nachkriegszeit oftmals marginalisiert und erhielten bislang mit ihrer Form der Verfolgung kaum Aufmerksamkeit. Sozialhistorische und kulturwissenschaftliche Ansätze stellten Themen in den Vordergrund, wie die innere Beschaffenheit der Häftlingsgesellschaft, die Beziehungen zwischen den Gefangenen oder ihre Differenzen. Das mit den Jahren immer homogener werdende Narrativ der Lagerhaft wurde mit der Thematisierung weiterer Verfolgungsformen und Haftschicksale aufgebrochen.

Allerdings war die Zeit ebenfalls vorangeschritten: Menschen, die nie geredet hatten, weil ihre Geschichte auf keine größere Resonanz traf, vielleicht sogar auf Abwehr, waren schwer zu finden, wollten nicht mehr sprechen oder lebten nicht mehr. Damit steht die weitere Erforschung der Lager und das gesellschaftliche Anliegen, niemanden zu vergessen, vor der Krux, dass viele Menschen, deren Biografien heute gesucht werden, nicht mehr leben.

Die Menschen, die endlich gehört werden sollen, leben oft nicht mehr

Es ist eine gute und begrüßenswerte Entwicklung, dass Forschung, aber auch zivilgesellschaftliches Interesse sich einer differenzierteren Sicht auf den Nationalsozialismus nähern. Und es ist ebenso begrüßenswert, dass diejenigen, die die Verfolgung durch den Nationalsozialismus und seine Akteur*innen erlebt haben, mittlerweile von der Gesellschaft, der Politik und der Wissenschaft mit ihren Erzählungen als Quelle ernst genommen werden. Nur leider kommt diese Entwicklung vielfach zu spät.

Es gibt in der Geschichte der Konzentrationslager Themen, die der vertieften Erforschung harren. Allen voran das Schicksal der zivilen Zwangsarbeiter*innen, die bisweilen freiwillig, meist unter Druck oder gar gezwungenermaßen nach Deutschland kamen, spätestens aber dort in einem Zwangsregime gefangen waren. Mit Verlauf des Krieges wurden immer mehr Zwangsarbeiter*innen zur Strafverbüßung in die Konzentrationslager gebracht. Frühe Haftberichte schildern durchaus die Differenzen, zu denen es zwischen ihnen und den politischen Häftlingen, die aufgrund aktiver Widerstandstätigkeit inhaftiert worden waren, kam. Ihnen wurde mindestens eine unpolitische Haltung vorgeworfen, wenn nicht gar Kollaboration.

Mit der Erstarkung der Zwangsarbeitsforschung nimmt auch das Interesse an dieser Gruppe zu, doch sie haben sich entweder in ein allgemein gehaltenes Narrativ der KZ-Haft eingefunden oder sie haben nach dem Krieg nicht mehr erzählt. Dies trifft vor allem für die Häftlinge aus Mittel- und Osteuropa zu. Ihre spezifische Verfolgung hat erst in den letzten Jahren, wahrscheinlich mit den Entschädigungsleistungen zu Beginn der 2000er Jahre, größeres Interesse geweckt. Ihre Spuren können heute häufig nur noch wie ein brüchiges Mosaik zusammengesetzt werden, wenn einzelne Dokumente, Briefe oder Fotos überliefert sind. Ähnliches trifft auf Häftlinge zu, die aufgrund sogenannter Asozialität in den Verfolgungsstrudel gerieten oder deren Verfolgungsgeschichte mit keiner eindeutigen Haftkategorie beschrieben werden kann. Zuletzt wurde dies mit Blick auf weibliche homosexuelle Häftlinge in Ravensbrück eingehender diskutiert.

Welche Bedeutung hat das langsame Entschwinden der Zeitzeug*innen aus unserem Leben? Die alltägliche Bildungsarbeit findet bereits seit vielen Jahren weitgehend ohne sie statt. Es ist immer etwas Besonderes, eine Zeitzeugin oder einen Zeitzeugen zu treffen und ihren Erinnerungen zuzuhören. Doch es sind vor allem ihr öffentlicher Einspruch, ihre Warnung und ihre Mahnung, die der Gesellschaft bald fehlen werden. Für viele ist es aber auch das Gehen von guten Bekannten, manchmal sogar Freundinnen und Freunden.

Dr. Andrea Genest ist Leiterin der Gedenkstätte Ravensbrück. Nach ihrem ASF-Freiwilligendienst in der IJBS Auschwitz/Oświęcim vertritt sie ASF im Stiftungsrat der IJBS.

NS-Überlebende, die als Homosexuelle verfolgt wurden

Ihre Rolle und Wahrnehmung in der Nachkriegsöffentlichkeit

Karl-Heinz Steinle

Nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten im Januar 1933 gingen diese mit immer schärferen Bestimmungen gegen Andersdenkende, -lebende und -fühlende und damit auch gegen heute so genannte Lesben, Schwule und trans* Personen vor: Im Zuge der Aktion »Sauberes Reich« wurden im März 1933 queere Lokale geschlossen und Mitarbeiter*innen inhaftiert, im Mai das von Magnus Hirschfeld gegründete *Institut für Sexualwissenschaft* in Berlin zerstört und Bücherverbrennungen in vielen Städten im Deutschen Reich inszeniert – das Aus für eine liberale und diverse Sexualwissenschaft und einen unabhängigen Geist. Bis Ende Juni 1933 waren alle queeren Vereine, Zeitschriften und Verlage aufgelöst und damit die in den 1920er Jahren aufgebaute Infrastruktur zerstört.

Nach der Ermordung des schwulen SA-Führers Ernst Röhm im Juni 1934 hetzte die NS-dominierte Presse gegen homosexuelle Männer, die sie – wie auch Jüdinnen und Juden, Kommunist*innen und Bibelforscher*innen – als »Volksschädlinge« stigmatisierte. 1935 erfolgte die Verschärfung des »Homosexuellen-Paragrafen« 175. Eingeführt worden war der Paragraf im Zuge der Reichs-Gründung 1872. Er kriminalisierte explizit männliche Homosexualität. Das betraf auch Männer, die gleichgeschlechtlichen Sex hatten, sich aber weder als bi- noch als homosexuell verstanden, und ebenfalls diejenigen, die heute als Transgender bezeichnet werden, sofern deren sexuelle Handlung als Sex zwischen Männern eingestuft wurde.

Zerstörung queerer Lebenswelten und Todesgefahr durch den NS-Staat

Ab 1935 war nicht mehr nur – wie in den Jahrzehnten zuvor – jede vollzogene geschlechtsverkehrartige Handlung zwischen Männern strafbar, sondern bereits die (oft unterstellte) Absicht dazu, sogar ein Kuss oder Blick – eine enorme Ausweitung des Straftatbestands. Alle Strafverfahren wegen § 175 wurden der 1936 neu eingerichteten »Reichszentrale für Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung« gemeldet. Wer mehrfach wegen »Verführung« verurteilt worden war, dem drohte nach Verbüßung der Gefängnisstrafe »Vorbeugehaft« von unbestimmter Dauer in einem Konzentrationslager. Von 1935 bis Kriegsende 1945 kam es reichsweit zu rund 100.000 Ermittlungen und 50.000 Verurteilungen, circa 6.000 Männer und Transgender wurden in Konzentrationslagern inhaftiert. Hinzu kommen diejenigen, die zu Flucht und Exil, zu Selbstverleugnung und Schutzheirat gezwungen oder in den Selbstmord getrieben wurden.

Die rigide Geschlechterpolitik der Nationalsozialisten richtete sich gegen jede von der heterosexuellen Norm abweichende Sexualität. Lesbische Liebe war kein Straftatbestand, ein Leben oder eine Sexualität jenseits von Ehe und Mutterschaft für Frauen jedoch nicht vorgesehen. Frauen in Konzentrationslagern, von denen man wusste, dass sie lesbisch waren, waren dort als Jüdinnen, politische Gefangene oder sogenannte »Asoziale« inhaftiert.

Weitergehende Kriminalisierung nach 1945

Mit dem 8. Mai 1945 endete zwar auch für die homo- und bisexuellen Männer und Frauen sowie für trans*Personen eine lebensbedrohende Zeit. Doch Hoffnungen auf eine selbstbestimmte Mitgestaltung in einer demokratischen Gesellschaft, die eigene Lebensweisen ermöglicht, wurden enttäuscht: Beide deutschen Staaten übernahmen bei ihrer Gründung 1949 den Paragrafen 175 als Gesetz. In der DDR galt bis 1968 die liberalere Fassung aus der Weimarer Republik. Danach standen nur noch sexuelle Handlungen mit Personen unter 18 Jahren unter Strafe, geregelt vom neuen Paragrafen 151, der – einzigartig in der deutschen Rechtsgeschichte – auch für Frauen galt. Zwar ging die DDR juristisch weniger häufig gegen Homosexuelle vor, verbot jedoch noch bis 1989 eigene Lokale, Zeitschriften und Vereine.

Die Bundesrepublik mit ihrer lange Zeit noch vom Nationalsozialismus beeinflussten homophoben und misogynen Fürsorge-, Geschlechter- und Familienpolitik hingegen übernahm den Paragrafen 175 in seiner von den Nationalsozialisten verschärften Fassung. Weiterhin blieb bereits die Absicht zu einer sexuellen Handlung strafbar, was

Detailansicht der Ausstellung »TO BE SEEN« im NS-Dokumentationszentrum München, 2022

exzessiv verfolgt wurde. Erst 1969 erfolgte eine Liberalisierung: Einvernehmliche sexuelle Handlungen zwischen Männern über 21 Jahren waren jetzt straffrei. In der DDR wurde der Paragraf 151 im Jahr 1988 abgeschafft, in der Bundesrepublik erst 1994 im Zuge der Rechtsangleichung nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Die Kriminalstatistik zeigt, mit welcher Intensität die Bundesrepublik gegen sexuelle Handlungen zwischen Männern vorging: Allein im Zeitraum 1950 bis 1965 erfolgten circa 45.000 Verurteilungen, gegen nahezu 100.000 Personen wurden Ermittlungen eingeleitet. Mit Recht traf deshalb der Religionswissenschaftler Hans-Joachim Schoeps 1963 die Feststellung: »Das Dritte Reich ist für Homosexuelle noch nicht zu Ende.«

Nicht-Anerkennung und späte Rehabilitierung

Aufgrund der restriktiven Sexualstrafgesetze in der Bundesrepublik und der repressiven Gesellschaftspolitik in der DDR galten Homo- und Bisexuelle sowie trans*Personen in beiden deutschen Staaten nicht als Opfer des Nazi-Regimes. Sie blieben rechtmäßig verurteilt und vorbestraft. Eine Erinnerungskultur wie bei anderen Opfergruppen in Form von Memoiren und Selbstzeugnissen konnte deshalb weder in der BRD noch in der DDR entstehen. Der Berliner Historiker Andreas Pretzel spricht 2001 von »verschwiegenen Verfolgten« und meint damit die zum Schweigen verurteilten Betroffenen selbst, wie auch Ignoranz und Versagen aller gesellschaftlichen Kräfte.

Obwohl in der frühen Bundesrepublik Homophilengruppen darauf hinwiesen, änderte sich erst Anfang der 1970er Jahre allmählich die Wahrnehmung in der Gesellschaft. Treibende Kräfte waren Aktivist*innen der Schwulen- und Lesbenbewegung in beiden deutschen Staaten, später auch Geschichtsinitiativen und einzelne Politiker*innen. Es dauerte noch bis ins Jahr 2002, bis die Politik reagierte. Der Deutsche Bundestag unter der Rot-Grünen Regierungskoalition hob alle in der Zeit ab der Verschärfung des Paragrafen im Jahr 1935 bis Kriegsende im Mai 1945 erlassenen Urteile wegen § 175 auf und entschuldigte sich bei den zu diesem Zeitpunkt nur noch wenigen Überlebenden. Bis zur Aufhebung der in der Nachkriegszeit bis 1994 erlassenen Urteile dauerte es weitere 15 Jahre: Erst im Juli 2017 wurde das »Gesetz zur strafrechtlichen Rehabilitierung der nach dem 8. Mai 1945 wegen einvernehmlicher homosexueller Handlungen verurteilten Personen« beschlossen. Damit waren alle Frauen, Männer und trans*Personen, die in der Bundesrepublik und der DDR verurteilt worden waren, nicht mehr vorbestraft und rehabilitiert.

Öffentliche Erinnerungszeichen

In beiden deutschen Staaten gab es seit den 1970er Jahren Gedenkaktionen an verfolgte queere Personen. In der DDR wurden öffentliche Aktionen von der Stasi unterbunden. Seit den 1980er Jahren konnten hingegen in der Bundesrepublik einzelne fest installierte öffentliche Gedenkzeichen wie der »Engel« in Frankfurt/Main oder die Tafel »Totgeschlagen. Totgeschwiegen« am U-Bahnhof Nollendorfplatz in West-Berlin durchgesetzt werden. 2003 beschloss die Bundesregierung die Errichtung eines zentralen *Denkmals für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen* vis-à-vis vom *Denkmal für die ermordeten Juden Europas*. Die Entscheidung, die die Verfolgung wegen des Paragrafen 175 im Blick hatte, löste innerhalb der Forschung und der LGBTIQ*-Community kontrovers geführte Debatten aus, die bis heute noch nicht abgeschlossen sind: Wie ist der Begriff »Verfolgung« genau definiert? Wer wurde aus welchem Grund, in welcher Form und mit welchen Auswirkungen verfolgt und repressiert? Wer wird dies – wenn auch in anderer Form – heute noch?

Diese Diskussionen führten zu einer Erweiterung der Denkmal-Konzeption. Ein Betonquader mit in einem tiefer eingelassenen Sichtfenster zeigte zunächst nur die Filmsequenz zweier sich küssender Männer. Diese wurden ergänzt um Aufnahmen von küssenden Menschen unterschiedlicher Geschlechter. Das Denkmal gilt nun umfassender der Verfolgung und Repression homo- und bisexueller Männer und Frauen, sowie aller weiteren wegen ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität verfolgten Menschen. Das Denkmal soll erinnern, mahnen und in die Zukunft wirken. Es wird heute auch als Zeichen für Toleranz und gegen Diskriminierung von LGBTIQ* insgesamt aufgefasst. Es wurde zu einem Ort politischer Aktionen zu Anlässen wie dem *Internationalen Tag gegen Homo-, Bi-, Inter- und Transphobie* (IDAHOBIT) am 17. Mai. Hier wird aber auch diese Form der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit in der Gesellschaft sichtbar: Seit der Denkmalseröffnung gab es zahlreiche Beschädigungen.

Erinnerungskulturelle und forschungspolitische Diskurse gehen weiter. Ihre Fragestellungen führen zu neuen Erkenntnissen und nehmen bislang nicht beachtete Gruppen und Personen in den Blick. Die Initiative *Autonome Feministische Frauen und Lesben aus Deutschland und Österreich* zum Beispiel erwirkte ein erstes offizielles Gedenken an die lesbischen Opfer des ehemaligen Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück, das am Tag seiner Befreiung am 1. Mai 2022 mit der Einweihung einer Gedenkkugel stattfand. Und nach jahrelangen Bemühungen stehen anlässlich der kommenden Gedenkstunde im Deutschen Bundestag an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2023 erstmals alle sexuellen Minderheiten im Mittelpunkt.

Karl-Heinz Steinle ist Historiker und Slawist. Zur Zeit arbeitet er unter anderem an den Projekten »Lebenswelten, Repression und Verfolgung von LSBTTIQ* in Baden und Württemberg im Nationalsozialismus und der frühen Bundesrepublik« und »Archiv der anderen Erinnerungen«.

Verantwortung für die Überlebenden im Wandel der Zeit

Überlebende des NS-Unrechts brauchen heute andere Formen der Unterstützung. Und in Pandemie und Kriegszeiten ist akute Nothilfe gefragt

Elke Braun

Seit 2000 unterstützt die *Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft* (EVZ) Zwangsarbeiter*innen und weitere NS-Verfolgte mit individuellen Zahlungen und sozialer Hilfe. Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende waren viele der NS-Überlebenden nicht mehr am Leben, doch über anderthalb Millionen Menschen konnten noch weltweit erreicht werden, andere NS-Opfergruppen gingen aufgrund der politischen Rahmensetzung hingegen leer aus. In der über zwanzigjährigen Stiftungsarbeit spiegelt sich auch der Wandel der Überlebenden-Generationen wider. Für die hochbetagten Menschen braucht es heute andere Angebote, zugleich erforderten die Pandemie und der Krieg gegen die Ukraine akute Nothilfe.

1. Überlebende der NS-Verfolgung – Menschen mit lebensprägenden Erfahrungen

Zwangs- und Sklavenarbeiter*innen

Mehr als 26 Millionen Männer, Frauen und Kinder aus fast allen Ländern Europas mussten in den Jahren 1939 bis 1945 für das nationalsozialistische Deutschland Zwangsarbeit leisten. Sie wurden in Rüstungsbetrieben, auf Baustellen, in der Landwirtschaft oder im Handwerk und in Privathaushalten im Deutschen Reich und den deutsch besetzten Gebieten ausgebeutet. Ihre Sklaven- und Zwangsarbeit sicherte den Lebensstandard der Deutschen im Krieg und war wesentliches Fundament der deutschen Kriegswirtschaft. Sie wurden gefoltert, erniedrigt, misshandelt und ihrer Würde beraubt. Da die Sklavenarbeit, die die Häftlinge der Konzentrationslager leisten mussten, eine Form der systematischen Vernichtung war, haben die meisten das Kriegsende nicht mehr erlebt.

Individuelle Leistungen an die Überlebenden (2002 bis 2006)

Im Jahr der Gründung der *Stiftung EVZ*, 2000, lebte nur noch ein kleiner Teil dieser Menschen und war bereit und in der Lage, einen Antrag auf eine humanitäre Zahlung an die Stiftung zu stellen. Bis zum Jahr 2006 hat die *Stiftung EVZ* insgesamt 1,665 Millionen Überlebende der Sklaven- und Zwangsarbeit des NS-Regimes in 98 Ländern erreicht und annähernd 4,4 Milliarden Euro an sie ausgezahlt. Die Zahl der Anträge auf individuelle Leistungen wegen Zwangsarbeit war mit 2,316 Millionen Anträgen deutlich höher. Doch Überlebende von Opfergruppen, wie zum Beispiel die mehr als 4,6 Millionen Kriegsgefangenen und italienischen Militärinternierten, die auch zur Zwangsarbeit herangezogen wurden, erhielten keinen Anspruch auf individuelle Zahlungen.

Nach den Auszahlungen: Wie geht es den Überlebenden seither?

Viele Überlebende leiden – neben altersbedingten Einschränkungen und Krankheiten – zusätzlich an den körperlichen und seelischen Folgen von Haft, Hunger, Zwangsarbeit und Folter. Ihr soziales Netz schrumpft und soziale oder kulturelle Aktivitäten sind nicht oder nur noch mit Unterstützung möglich. Andere leben allein und brauchen Hilfe, um ihren Alltag bewältigen zu können. Viele sprachen erst im Rentenalter über ihre Erfahrungen, manche schweigen bis heute. Traumatische Erinnerungen wirken bis ins hohe Alter und stellen Angehörige und Pflegende oftmals vor große Herausforderungen im Umgang damit. Insbesondere in Mittel- und Osteuropa fehlen den Überlebenden der NS-Verfolgung oft die Mittel für Medikamente und Dienstleistungen. Bei vielen steht am Ende ihres Lebens große Armut.

Die ASF-Freiwillige Elise Kutnevic mit der Überlebenden Raisa Arkadjewna Katkowa in ihrer Wohnung in St. Petersburg, 2015
Ihr Freiwilligendienst beim Jüdischen Häftlingsverband wurde unter anderem von der Stiftung EVZ gefördert.

2. Stiftungshandeln in Zeiten von Pandemie und Krieg

Im Jahr 2014 wurden die Überlebenden in der Ukraine erneut mit Krieg, Flucht und Gewalt konfrontiert. Die völkerrechtswidrige Annexion der Halbinsel Krim durch russische Streitkräfte erschütterte im März den demokratischen Aufbruch der Ukrainer*innen.

Viele der hoch betagten alten Menschen im Osten der Ukraine hatten keine Chance, sich vor dem von Russland gelenkten Krieg im Donbas in Sicherheit zu bringen. Teilweise waren ihre Häuser beschädigt, andere hatten keinen Zugang zu Trinkwasser, Strom und Heizmaterial. Die Preise für Lebensmittel und Medikamente stiegen drastisch. Viele lebten in Armut, Angst und Hoffnungslosigkeit. Bei den Überlebenden rief der Krieg die Erinnerung an die erlebte Verfolgung wach und führte zu neuen Traumatisierungen.

Die EVZ-Projektpartner*innen reagierten schnell, flexibel und couragiert auf die »humanitäre Katastrophe« (Andrij Waskowicz, Caritas Ukraine). Unter teils hohen Risiken für ihre Gesundheit fuhren die Helfer*innen in die umkämpften Gebiete, verteilten Lebensmittel, Decken und Hygieneartikel oder reparierten zerstörte Wohnungen und Wasserleitungen der Überlebenden. Freiwillige kümmerten sich um geflüchtete Überlebende, die in benachbarten Gebieten Zuflucht suchten. Mitarbeitende von vier Projekten in den Separatisten-Gebieten versorgten noch bis Januar 2016 ihre Klient*innen mit Nothilfen, dann mussten sie ihre Arbeit einstellen; ebenso ein Projekt auf der Krim. Das Büro eines Vereins in Stanyzja Luhanska wurde von Artillerie beschossen, alle Unterlagen und die Einrichtung zerstört. Das Engagement für die vom Krieg betroffenen Überlebenden prägte auch die folgenden Jahre. Die *Stiftung* EVZ entwickelte das auf die Ukraine ausgerichtete Programm »My Porutsch! – Wir sind Da!«

Die COVID-19-Pandemie stellte die *Stiftung* EVZ und ihre Projektpartner*innen in allen Förderländern erneut vor nicht gekannte Herausforderungen. War es bis zum Jahr 2020 ein Kernanliegen zahlreicher Projekte, den hochbetagten Überlebenden gesellige Treffen und Freizeitaktivitäten zu bieten, saßen diese nun als Teil einer Hochrisikogruppe isoliert in ihren Wohnungen. In dieser Situation bewährten sich die in vielen Jahren aufgebauten Beziehungen. Die Helfer*innen begleiteten die plötzlich isolierten alten Menschen mit regelmäßigen Anrufen, leisteten psychologische Unterstützung und organisierten im Bedarfsfall Transporte ins Krankenhaus. Sie lieferten Masken, Desinfektionsmittel und Einkäufe an die Haustür und informierten über Schutzmaßnahmen. Nicht selten waren sie rund um die Uhr für die Menschen erreichbar. Unsere Partner*innen in Belarus und Russ-

Überlebende beim Golfspielen in einem von der *Stiftung EVZ* geförderten Projekt in Belarus

land warben Spenden für Nothilfen ein, organisierten Online-Fortbildungen und Vernetzungstreffen und stellten Lehrfilme für Überlebende und Angehörige ins Netz. Digitale Formate wurden zunehmend für den internationalen fachlichen Austausch genutzt.

Seit dem 24. Februar 2022 änderte der Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine die Leben der Überlebenden erneut drastisch. Wieder müssen hochbetagte, oftmals nicht mobile Überlebende um ihr Leben fürchten. Manchen gelang die Flucht in den Westen des Landes oder ins benachbarte Ausland. In Deutschland sammelt das *Hilfsnetzwerk für Überlebende der NS-Verfolgung in der Ukraine* Spenden, die über ehrenamtliche Akteur*innen im Land direkt an die ehemaligen NS-Zwangsarbeiter*innen gehen. Die zivilgesellschaftlichen Partner*innen der Stiftung passten ihre Aktivitäten an die Kriegssituation an und unterstützten Überlebende und ihre Angehörigen mit dem Nötigsten: Lebensmittel, Medikamente und Hygieneartikel. Nicht nur für die Selbstorganisationen der Rom*nja, die seit dem Jahr 2016 im Programm »Latscho Diwes« gefördert werden, waren die Nothilfen oftmals überlebenswichtig. Die Helfer*innen evakuierten Überlebende aus umkämpften Gebieten und riskierten dabei oftmals Gesundheit und Leben. Aufgrund der guten Arbeitsbeziehungen zu den Partner*innen in der Ukraine konnte die *Stiftung EVZ* vor Ort helfen und innerhalb von sieben Monaten mehr als 1,57 Millionen Euro für 42 Nothilfeprojekte bereitstellen.

3. Arbeiten mit und für Überlebende – welche Angebote sind heute sinnvoll?

Angesichts akuter Krisen – wie der COVID-19-Pandemie und des aktuellen Krieges in der Ukraine – ist die humanitäre Nothilfe ein wichtiges Mittel, um die Projektteilnehmenden schnell und wirksam zu unterstützen.

In den vergangenen Jahren haben einige Verbände Sozialstationen, Tageszentren und Pflegedienste für Überlebende aufgebaut. Die Stiftung hat solche langfristigen Formate insbesondere gefördert, wenn Projekte kompetentes Personal und Eigenmittel einbrachten und ihre Angebote sich an die prioritäre Zielgruppe der Überlebenden von Zwangsarbeit, Konzentrationslagern oder Ghettos richteten. Einige unserer langfristigen Partner*innen in Israel, Polen, Tschechien und Deutschland sind gute Einsatzstellen für Freiwillige von ASF. Die anfängliche Erwartung, dass solche »Modellprojekte« in eine staatliche Finanzierung überführt werden, hat sich leider nicht erfüllt.

Niedrigschwelliger und flächendeckender waren Projekte, die Überlebenden soziale und kulturelle Angebote machten. Diese Treffpunkte ermöglichten mobilen Überlebenden, ihren Alltag aktiv zu gestalten und sich gegenseitig zu unterstützen. Oftmals konnten die Trägerorganisationen ehrenamtliche Helfer*innen, insbesondere aktive Senior*innen, für ein nachhaltiges Engagement an sich binden. So erfuhren in ihrer Mobilität eingeschränkte NS-Verfolgte gesellschaftliche Teilhabe und praktische Unterstützung, ihre Einsamkeit wurde gelindert und sie fühlten sich umsorgt. Verbände von Überlebenden in Osteuropa nahmen die Förderung aus Deutschland als Anerkennung ihres Leids wahr, die auch dazu beitrug, dass sie in ihrer Heimatregion stärker wahrgenommen wurden.

Wichtig für die Zivilgesellschaft in Belarus, Russland und der Ukraine sind Ansätze, um die verschiedenen Initiativen besser zu vernetzen und in ihrer Interessenvertretung und Öffentlichkeitsarbeit zu unterstützen. Hierfür arbeiten die Kooperationspartner*innen und die *Stiftung EVZ* in den »Treffpunkt Dialog«-Projekten zusammen: Die *Internationale gesellschaftliche Vereinigung »Verständigung«* in Minsk hat sich landesweit als Ansprechpartnerin und Fürsprecherin für »ihre« *uzniki* (Häftlinge) etabliert. Sie ist in der Zivilgesellschaft hoch angesehen und kann ihre wertvolle Arbeit noch fortsetzen, auch wenn der politische Druck nach der Niederschlagung der belarusischen Demokratiebewegung steigt. In Moskau organisiert die *Wohltätige Stiftung zur Entwicklung der Philanthropie* in den geförderten Projekten digitale Vernetzungstreffen oder Webinare zu Biografiearbeit und Musiktherapie. In der Ukraine ist *Turbota pro Litnih v Ukraini (Sorge für die Älteren in der Ukraine)* seit 2010 Ansprechpartnerin für viele der Überlebendenverbände und organisiert Fortbildungen zu Demenz oder Sicherheit im Alter sowie – seit der Ausweitung des Krieges im Februar 2022 – erneut Nothilfen für die Überlebenden.

4. Ausblick

Das Engagement für Überlebende der nationalsozialistischen Verfolgung wird die *Stiftung EVZ* auch in der dritten Förderdekade fortführen. Wir wissen nicht, wie lange wir diejenigen, die auf Unterstützung angewiesen sind, über Projektförderungen noch erreichen können. Insbesondere in Osteuropa leben viele Überlebende weit verstreut und zunehmend vereinzelt. Digitale Plattformen zur Beratung der Angehörigen oder zur Vermittlung von Pflegediensten spielen bereits jetzt eine wachsende Rolle. Angesichts dieser Herausforderungen setzt die Stiftung zunehmend auf professionelle und überregional agierende Träger.

Der Umfang dieses Engagements wird sich im nächsten Jahrzehnt allmählich verringern und – im Sinne des Vermächtnisses der Überlebenden – in anderen Handlungsfeldern der Stiftung fortgeführt. Die 2021 beschlossene Zukunftsagenda der Stiftung hat bereits Herausforderungen identifiziert, in denen es künftig gilt, das Engagement zu verstärken. Wir werden jene Communities wirksam unterstützen, in denen Nachfahr*innen der Opfer leben und die noch heute gefährdet sind.

5. Wie viele Überlebende der NS-Verfolgung gibt es noch?

Es ist nicht bekannt, wie viele Überlebende der NS-Verfolgung weltweit noch leben. In Israel leben nach Angaben des israelischen Sozialministeriums noch rund 160.000 Holocaust-Überlebende. 48.000 (31 Prozent) von ihnen überlebten Konzentrationslager, Zwangsarbeit, Ghettos oder sie überlebten im Versteck. Auch wenn die Lebenserwartung in Osteuropa niedriger liegt, ist zu vermuten, dass noch mehrere hunderttausend Überlebende in den nächsten Jahren unsere Unterstützung benötigen. In Deutschland verfügen wir über keine belastbaren Zahlen, da diese nicht erhoben werden.

Dies ist eine gekürzte Fassung des im November 2022 veröffentlichten Themendossiers der Stiftung EVZ zum Engagement für Überlebende der NS-Verfolgung. Das vollständige Dossier finden Sie hier: www.stiftung-evz.de/themen/ueberlebende-nationalsozialistischer-verfolgung/

Elke Braun ist Fachreferentin bei der Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft (EVZ).

Zwischen schmerzhaften Erinnerungen und einem lebendigen Alltag

Sonja Thiel über ihre Begegnung mit **Mirjam Ohringer**

Als Freiwillige hatte ich das große Glück Mirjam Ohringer ein Jahr lang begleiten zu dürfen. Die wöchentlichen Besuche waren gefüllt mit bewegenden Begegnungen. Es ging in ihrem Wohnzimmer ebenso um Geschichte wie um den Alltag: Wie klingt Jiddisch und können wir uns darüber verständigen? Was bedeutet koscheres Essen und was bewegt ihre Kinder und Enkelkinder gerade?

Mirjam war schon als junger Mensch im sozialistisch-jüdischen Widerstand in Amsterdam aktiv und unterstützte Geflüchtete. Häufig erzählte sie von dem Verlust ihrer ersten großen Liebe, Ernst Prager, der in Mauthausen ermordet wurde. Ihre politische Arbeit als Zeitzeugin war ihr daher sehr wichtig. In ihrem Arbeitszimmer stapelten sich Berge von Artikeln und Notizen – es war für uns beide eine schwere Aufgabe, diese schmerzhaften, aber wichtigen Erinnerungen zu ordnen, um das Gedenken an die ermordeten Weggefährt*-innen wachzuhalten.

Sehr präsent ist mir dabei bis heute dieses Gefühl geblieben: »Wir haben überlebt, wir leben, wir tragen die Ermordeten in uns und trauern um sie und leben doch gleichzeitig für die Zukunft mit Kindern und Enkeln. Deswegen geh, und lebe.«

Sonja Thiel war 2004/2005 Freiwillige im *Anne Frank Haus* in Amsterdam. Sie leitet die Forschung und Entwicklung zu Künstlicher Intelligenz am Badischen Landesmuseum Karlsruhe.

Mirjam Ohringer mit 21 Jahren nach Endes des Krieges im Herbst 1945

»Das Beste, was Deutschland uns geben kann«

Rede der niederländischen Widerstandskämpferin Mirjam Ohringer zum 50-jährigen Jubiläum von ASF

[…] An dem Sonntag vor meiner Reise auf Einladung von ASF nach Berlin traf ich mich mit Freundinnen, ehemaligen Widerstandskämpferinnen, bei der Feier einer 90-jährigen Freundin. Sie legten mir ans Herz: »Was auch immer Du den jungen Menschen von Aktion Sühnezeichen sagst, vergiss nicht, es auch in unserem Namen zu tun.« […] Die Menschen, die zu uns kommen, erfüllen uns immer wieder mit Hoffnung. Bei all diesen guten Gefühlen können Sie sich vielleicht vorstellen, wie merkwürdig mir heute am Yom HaShoah zumute ist. Hier zu stehen im Herzen dieses Landes, wo vor 70 Jahren, Ende Oktober 1938, all meine Verwandten, die ich in Deutschland hatte, meine Großmutter, die Geschwister meiner Eltern, ihre Familien, ihre Kinder, insgesamt etwa 30 Menschen, im Rahmen der Deportation von 20.000 Ostjuden verschleppt worden sind. Von hier. Wie es genau vor sich gegangen ist, habe ich erst zehn Jahre später erfahren von einem Cousin, der mit seiner Schwester und einem weiteren Cousin als einzige der 30 Verwandten überlebt hatte.

Es ist ein Ereignis, das ich nicht vergessen kann, weil es eine so große Rolle in meinem Leben gespielt hat, besonders die Verwandten, zu denen ich vor 1933 als kleines Kind jährlich zu Besuch kam, um bei meiner Großmutter, geborgen in der Wärme der Familie, Pessach zu feiern. Im Hof spielten wir mit den Nachbarskindern, von denen ich nicht weiß und nie wusste, ob sie Juden waren oder nicht. Meine Familie war sehr fromm, aber Menschen sind Menschen und wir verhielten uns gegenüber allen gut. Das war die schönste Erinnerung meiner Kinderjahre.

Und ich will dieses Ereignis nicht vergessen, weil niemand mehr daran denkt, dass die Deportation von 20.000 Juden in einer Nacht nach Polen das Vorspiel von dem war, was später als »Reichskristallnacht« bekannt wurde. […]

Die Menschen, die als erste Antifaschisten in den 1920er Jahren vor den Nazis gewarnt haben, waren auch die ersten, die nach dem 30. Januar 1933 in die Nachbarländer Deutschlands, auch in die Niederlanden, geflohen sind. Sie waren illegal und mussten sich verstecken, von uns versteckt und am Leben gehalten werden. So jung wie ich war, habe ich daran teilgenommen, weil das für meine Eltern, für den Kreis, in dem ich aufgewachsen bin, selbstverständlich war. Ich erwähne diese Menschen, denn sie waren in meinen Augen das Beste, was Deutschland zu bieten hatte. Ihre Lehren, ihr Wissen darüber, wie man sich zu verhalten hatte, woran gedacht werden musste, um Widerstand gegen die Nazis zu leisten, diese Lehren haben uns geholfen zu überleben.

Ich habe nicht nur Glück gehabt. Mein Glück war eng daran geknüpft, dass ich durch Beziehungen und meine Teilnahme am Widerstand mit Menschen in Berührung kam, die bereit waren, mich aufzunehmen und zu verstecken, als es 1942 soweit war. Dafür bin ich sehr dankbar. […]

Im Jahr 1979 […] begann meine Beziehung zu ASF. Es dauerte nicht lange, bis der Koordinator mich fragte, ob ich nicht ein Zeitzeugengespräch mit jungen deutschen Freiwilligen führen wolle. Natürlich und gerne! Das war die erste Begegnung mit jungen ASF-Freiwilligen – Kindern, für mich bleiben sie Kinder, obwohl sie das nicht gerne hören […]. Es waren herrliche Gespräche und ihr Wille, ihr Friedenswille, den sie mit ihrem Sein bei uns getragen haben, mit ihrer Neugierde, mit ihrem Bedürfnis zu wissen, was geschehen ist und was wir überlebt haben – das, und es klingt vielleicht merkwürdig, das hat uns gut getan, hat uns geholfen, alles zu verarbeiten und das tut es noch immer, Jahr für Jahr. […]

Ich danke für diese gute Arbeit mit den jungen Menschen, denn wenn es die ersten deutschen Widerstandskämpfer waren, die mir damals als das Beste galten, das Deutschland zu bieten hatte, so sind es heute diese Jugendlichen, die Freiwilligen von ASF, die für uns Überlebende das Beste sind, was Deutschland uns überhaupt geben kann. […]

Mirjam Ohringer (1924–2016) war eine niederländische Shoah-Überlebende. Ihre jüdische Familie kam aus Galizien. Während der NS-Besatzung war sie im Widerstand. Sie engagierte sich später als Zeitzeugin und ASF-Projektpartnerin.

Keine richtige Zeitzeugin, aber doch Zeugin – fast eine Zeitreisende

Über meine Begegnung mit Pani Helena Niemczycka

Pia Hansen

Für mich war Pani Helena nie eine richtige Zeitzeugin – ich habe von ihr außer einzelnen hingeworfenen Bemerkungen nie etwas über ihre schreckliche Zeit im KZ Majdanek erfahren. Von anderen Menschen, denen ich überhaupt nicht so nahestand, habe ich viel mehr gehört. Aber die Details, die Pani Helena mir gegenüber fallen ließ – die Kälte bei den quälend langen Appellen, die »Blutige Brigitta« genannte SS-Aufseherin, die Umstände ihrer Verhaftung bei einer der berüchtigten Straßenrazzien der Deutschen – fügten sich nahtlos ein in das Wissen, das man als Freiwillige in der Gedenkstätte Majdanek unweigerlich erwirbt. Also doch eine Zeugin.

Eine Zeugin aus einer anderen Zeit. Oder eigentlich aus vielen verschiedenen Zeiten: Aufgewachsen in Lublin in einer kinderreichen Familie mit einer sehr geliebten Mutter, wurde Pani Helena zufällig auf der Straße 1942 mit 16 Jahren ins KZ Majdanek als Geisel verschleppt und ebenso willkürlich nach mehreren Monaten, in denen jeder Tag ein tödliches Ende hätte haben können, wieder frei gelassen. Um sich vor weiteren Verfolgungen durch die Deutschen zu schützen und einen anderen Nachnamen zu erhalten, heiratete sie überstürzt einen Freund ihres älteren Bruders. Eine Vernunftehe, die nicht lang hielt – schon zum nächsten Osterfest floh Pani Helena vor den Übergriffen ihres Mannes zurück zu ihrer Mutter.

Eine Periode, aus der Pani Helena gerne berichtete, begann nach dem Krieg: In Szczecin (Stettin) war sie in Polen so weit wie nur irgend möglich von Lublin und damit Majdanek entfernt. Dort fand sie Freunde, mit deren Familien sie ihr Leben lang verbunden bleiben sollte. Dort ging sie zu Dates, von denen sie noch 70 Jahre später erzählte und dabei den Freiwilligen ein paar ihrer Flirttipps angedeihen ließ: »Wenn du allein in eine Bar gehst und von einem Mann angesprochen und gefragt wirst, ob du allein da bist, antworte: ›Jetzt nicht mehr, mein Herr!‹«.

Mindestens neun ASF-Freiwillige besuchten Pani Helena seit 2011 zu Hause, tranken mit ihr Kaffee, gingen mit ihr einkaufen, putzten mit ihr die Fenster oder die Grabsteine aller Familienmitglieder auf sämtlichen Friedhöfen Lublins, und schauten sich Fotos aus ihrer Zeit in den Vereinigten Staaten nach Kriegsende an. Die Jahrzehnte in den USA waren für Pani Helena mit viel Arbeit verbunden, aber auch mit schönen Familienfeiern ihrer ebenso ausgewanderten Geschwister und einer weiteren kurzen und unglücklichen Ehe.

Anfang der 1990er Jahre kehrte sie wieder heim. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, mit genug Erspartem für eine Eigentumswohnung und Sehnsucht nach dem Ort ihrer Kindheit zog sie wieder nach Lublin.

Von ihr konnte man so viel lernen: wie man auf dem Markt richtig handelt; dass man sich nichts bieten lassen darf; wie man auch mit 88 Jahren noch trampt; dass man Gäste großzügig bewirtet und ihnen immer noch ein Stück Kuchen anbietet, auch wenn alle schon pappsatt sind. Selbst zu ihrem 96. Geburtstag waren ihre Fingernägel rosa-glitzernd. Pani Helena war eine richtige Dame aus längst vergangenen Zeiten. Mehr als eine Zeitzeugin, vielleicht fast eine Zeitreisende? Eine, die man immer wieder gerne besucht.

Pani Helena hat bis in ihr letztes Lebensjahr ganz allein in Lublin in ihrer Wohnung gelebt. Dann holten die Kinder ihrer verstorbenen Freunde sie zu sich nach Stettin und kümmerten sich um sie. Ihren 96. Geburtstag konnten wir in größerer Runde – und natürlich mit Champagner – feiern.

Ihre Trauerfeier fand in Lublin am 25. Februar statt. Auf dem Weg dorthin und zurück mit einer gemeinsamen Freundin begegneten uns Militärlastwagen und Autos mit flüchtenden Ukrainer*innen auf der Autobahn. Und zu aller Trauer über den Verlust und der Erschütterung über den russischen Angriff mischte sich ein winziges bisschen Erleichterung: Immerhin musste Pani Helena nicht den Beginn eines weiteren sinnlosen und grausamen Krieges in Europa erleben.

Pia Hansen war 2012/2013 Freiwillige im Projekt Gedenkstätte Majdanek und beim *Maximilian-Kolbe-Werk* Lublin.

MEYERS LEXIKON
MEYERS LEXIKON

Erinnern als Aufruf für die Zukunft

Michaela Vidláková über ihre Begegnungen mit **ASF-Freiwilligen**

Meine Tätigkeit als Zeitzeugin hat vor vielen Jahren mit Begegnungen mit Sühnezeichen in der DDR angefangen. Seitdem schätze ich die Arbeit der Freiwilligen. Sie ist sehr wichtig für beide Seiten: Als Tat der Versöhnung und auch als große Hilfe.

Das Erinnern ist wichtig als Aufruf für die Zukunft: Jedoch soll man sich nicht nur erinnern, sondern man muss etwas tun, um Antisemitismus und die vielen Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden zu bekämpfen. Ich will nicht, dass man mich dafür bewundert, was ich alles überstanden habe. Es geht nicht um mich, es geht um uns alle. Die Jugend soll die furchtbare Grausamkeit der Shoah begreifen, aber auch, was für einen Verlust sie für die ganze Menschheit bedeutet.

Warum reisten meine Eltern mit Sühnezeichen durch die ganze DDR? Damals konnte man nicht offen über die Shoah sprechen. Ich engagierte mich seinerzeit lieber in unserer jüdischen Gemeinde, als mich um die Versöhnung zu kümmern. Nun verstehe ich meine Eltern – und schaffe beides. Ich spreche oft in den Schulen. Die Schüler sollen von der Vergangenheit lernen und sich dabei bewusst werden, dass sie nicht für damals, sondern für die Zukunft verantwortlich sind. Wenn sie antworten: »Wir sind alle Menschen« – dann habe ich das Wichtigste erreicht.

Diese Botschaft sollte man auch dann weitertragen, wenn die Stimme der Zeitzeugen nicht mehr zu hören sein wird.

Michaela Vidláková wurde 1936 in Prag geboren. Mit ihren Eltern überlebte sie das KZ Theresienstadt, andere Familienmitglieder wurden ermordet. Sie lebt heute in Prag und ist Vorstandsmitglied der *Theresienstädter Initiative* und der ASF-Partnerorganisation SERVITUS.

Aus Begegnungen lernen

Menschen, Orte und Geschichten

Hildegart Stellmacher

Wie oft wird im Blick auf die Nazizeit und die Shoah besorgt gefragt, was denn werden soll, wenn es keine Zeitzeug*innen gibt, die authentisch berichten? Aber das Fragen nach dem Erlebten hat ja überhaupt nicht sofort angefangen. 1986, also gut 40 Jahre nach Kriegsende, schrieb Jiří Lauscher aus Prag: »Es ist eigenartig, je weiter die Ereignisse zeitlich entfernt sind, umso mehr wächst das Interesse bei der späteren Generation […]. Ich habe das 85. Lebensjahr überschritten und will, so mir Gott noch Zeit lässt, weiterhin tätig sein, um dem Vergessen entgegenzuarbeiten […]« Im Vorjahr war seine Frau Irma verstorben, mit der er gemeinsam gegen das Vergessen gearbeitet hatte, und er selbst wirkte dann noch drei Jahre unermüdlich in diesem Sinn.

Warum in der Nachkriegszeit nicht gleich gefragt wurde, das hat verschiedene Gründe. Ein Grund dafür war die kommunistische Staatsideologie in der DDR und den anderen Staaten des Warschauer Vertrages, die die Geschichte neu definieren wollte. Beim Blick auf den antifaschistischen, den kommunistischen Widerstand kam die Shoah kaum vor. Auch Religionen hatten in der atheistischen Politik wenig Platz. Und der Kontakt über die Grenzen hinweg war nicht von Anfang an möglich – erst recht nicht für den unabhängigen Austausch von kirchlichen Gruppen zu Fragen der Geschichte. Die Grenzen zu Polen und zur Tschechoslowakei waren erst Anfang der 1960er Jahre geöffnet worden. Nachdem man ab 1972 ohne Genehmigung in die Nachbarländer reisen konnte, wurden die Möglichkeiten gemeinsamer Aktionen in Polen genutzt. Ein großes Verdienst daran hat Ludwig Mehlhorn. Als die polnische Grenze nach der Gründung von *Solidarność* mit der Ausrufung des Kriegsrechts dort im Dezember 1981 wieder geschlossen wurde, fehlten uns die polnischen Weggefährt*innen sehr. Trotz allem bemühte sich *Aktion Sühnezeichen in der DDR (ASZ)* um Kontakte zu jenen Menschen, die die NS-Verfolgung selbst überlebt hatten, und pflegte Beziehungen zu Kirchen und zu jüdischen Gemeinden in der DDR und den Nachbarländern.

Aktion Sühnezeichen in der DDR ist ohne Irma Lauscherová nicht zu denken. Sie gehörte nicht zu den Gründungsmitgliedern, aber sie hat die Herausforderung der Gründer angenommen. Irma Lauscherová und ihr Mann Jiří Lauscher hatten einander in der jüdischen Jugendbewegung *Blau-Weiß* in Prag kennengelernt. Gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter Michaela hatten sie das Ghetto Theresienstadt überlebt. Irma Lauscherovás erste Begegnung mit Deutschen ohne Uniform nach 1945 fand zwanzig Jahre später in der Evangelischen Akademie in Westberlin statt. Bald darauf wurde sie auch nach Ostberlin zu einer Tagung der dortigen Evangelischen Akademie eingeladen.

Aktion Sühnezeichen hatte den Wunsch aus der Gründungszeit, im Nachbarland zu arbeiten, noch nicht aufgegeben. Christian Schmidt wandte sich 1968 an Lauscherová mit der Bitte, herauszufinden, ob Freiwillige aus der DDR in Prag bei der Instandsetzung der Pinkas-Synagoge mitarbeiten könnten. Es wurde jedoch von staatlicher Seite abgelehnt. Stattdessen lud ASZ nun tschechische und slowakische Jugendliche zu Sommerlagern in der DDR ein. Die gemeinsame Arbeit zugunsten einer Kirchgemeinde oder einer sozialen Einrichtung wäre auch in der Tschechoslowakei nötig gewesen, war aber durch die schärferen politischen Verhältnisse dort kaum möglich. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit fand also im Wesentlichen in der DDR statt, die jedoch weit davon entfernt war, sich zur eigenen Vergangenheit wenigstens zu bekennen.

Dass diese Auseinandersetzung für uns möglich wurde, das war auch dem unermüdlichen Einsatz von Irma Lauscherová und ihrem Mann Jiří, der sie begleitete, ergänzte und auch selbst berichtete, zu verdanken. In den Sommerlagern und bei den Jahrestreffen konnten geschichtliche und religiöse Themen offen diskutiert werden. Hier kamen Partner aus dem In- und Ausland wie der Prager Schriftsteller und Überlebende Josef Bor oder der Dresdner Historiker Helmut Eschwege dazu. Wie wichtig waren diese Begegnungen!

Vor jedem Sommer wurde die Reiseroute für Lauschers zusammengestellt. Eine Woche lang besuchten sie jeden Tag ein anderes Sommerlager, wo sie über das Ghetto Theresienstadt, aber auch über das Judentum oder die Geschichte der Tschechoslowakei sprachen. Für tschechische und slowakische Teilnehmer*innen waren Lauschers Berichte ebenso spannend wie für die deutschen. Auch an den Jahrestreffen nahmen Lauschers teil, mit Beiträgen im Plenum oder in Gesprächsgruppen.

Die Vortragstätigkeit dieser engen Weggefährt*innen wurde noch durch ihre schriftlichen Beiträge vertieft. Der »Monatsbrief« der *Aktion Sühnezeichen* wurde mit sechs bis zehn Seiten an Teilnehmer*innen und Spender*innen geschickt. Er informierte über die laufenden Vorhaben und enthielt außerdem Artikel zu Fragen von Geschichte und Religion. In der Zeit von 1971 bis 1984 schrieb Irma Lauscherová als wichtigste Autorin des Monatsbriefes jährlich mindestens einen Artikel, oft in Fortsetzungen: zur Geschichte des Ghettos Theresienstadt, der Zerstörung des Dorfes Lidice, des Warschauer Ghettos und zum Novemberpogrom in Deutschland, dazu auch jüdische Themen und ethische Fragen. Mehr Wissen über das Judentum zu verbreiten, verstand sie auch als eine Aufgabe von *Sühnezeichen*. So erstellte sie eine Einführung in die jüdischen Feste, die über Jahre hinweg allen Leiter*innen der Sommerlager mitgegeben wurde.

In Theresienstadt war nach dem Krieg die kleine Festung als Museum und Gedenkstätte hergerichtet worden, während in der Stadt selbst nichts an das Ghetto erinnerte. Mit der Regionalgruppe aus Dresden fuhren wir in den 1980er Jahren gelegentlich nach Terezín. Wenn Irma Lauscherová und Jiří Lauscher durch die Stadt führten, erstand das Ghetto während des Erzählens vor unseren Augen.

Sommerlager in der Tschechoslowakei und in Polen durften zwar nicht offiziell sein, aber wenn sich Teilnehmer*innen vergangener Sommerlager verabredeten, sah es wie eine private Fahrt aus. So stellten wir uns 1979 in Lidice bei der Bürgermeisterin als eine Gruppe deutscher Studenten vor – das nahm sie gern an und wir arbeiteten eine Woche lang dort. Wir pflegten dabei die Kontakte nach Prag, zu Lauschers und anderen Bekannten.

Über zwanzig Jahre waren Irma und Jiří Lauscher Weggefährten von *Aktion Sühnezeichen*. Sie halfen uns, die äußerlichen und geistigen Grenzen zu überwinden, das Judentum kennenzulernen, den Blick für die mitteleuropäische Dimension zu weiten und damit dem Anliegen der Aktion gerecht zu werden. *Aktion Sühnezeichen in der DDR* erfüllte eine wichtige Aufgabe, sie ermöglichte Begegnungen, Gespräche und eine andere Sicht auf die Geschichte, als sie die Schule vermittelte.

Siegfried Kanzler, der Irma und Jiři Lauscher 1983 auf ihrer Rundreise durch die Sühnezeichenlager begleitet hatte, schrieb darüber viel später im Rückblick: »Für mich war diese Begegnung ein großer Gewinn, und ich bin bis heute noch dafür sehr dankbar, betrachte es als Gnade [...]. Bezogen auf die heutige Zeit: Gespräche mit den altbekannten Vorurteilen kommen in meiner Umgebung mit den ›kleinen Leuten‹ immer wieder mal vor. Ich sage dann: ›Ich kannte ein jüdisches Ehepaar, auf das das nicht zutrifft, was ihr mir erzählen wollt‹. Ich mache mich dadurch nicht gerade beliebt. Dennoch, ein Anliegen Lauschers war, davon zu erzählen, wie es war. Und ich fühle mich nachfolgend in der Verantwortung, wenn auch nur bruchstückhaft, diese flehenden Worte von ihnen, vergesst es nie, weiterzusagen.« Für viele war es die erste und vielleicht auch einzige Begegnung mit Jüdinnen und Juden.

Michaela Vidlaková, ihre Tochter, setzt diese wichtige Arbeit fort. Sie besucht bis heute Schulen in Tschechien wie in Deutschland zum Gespräch oder führt ihre Termine gleich als Videokonferenz.

Vor einigen Tagen war ich mit einer jüdischen Jugendgruppe zu Besuch bei der jüdischen Gemeinde in Karlovy Vary. Hanuš Hron, der im Alter von zwölf Jahren mit seiner Familie nach Theresienstadt deportiert und dort über drei Jahre eingesperrt war, berichtete über diese Zeit und was für ihn damals Glück bedeutete. Alle hörten aufmerksam zu und stellten Fragen. Die jüngsten Zuhörer*innen waren ebenfalls zwölf Jahre wie er damals. Er erzählte lebendig, bewegend, aber überforderte die jungen Leute nicht. Sie freuten sich, dass sie ihm noch begegnet waren. Solche Begegnungen sind sehr selten geworden.

Wir besuchten auch den jüdischen Friedhof in Hroznětín, einer kleinen Stadt mit einem sehr alten jüdischen Friedhof, der gut gepflegt ist. Er sah nicht immer so aus. Im Jahr 2003 hatte ein Seniorensommerlager von ASF mit Erika Buhr, Dietrich Erdmann und anderen dort begonnen, den Friedhof vom Wildwuchs zu befreien, Grabsteine wiederaufzurichten. Sie hatten schon Erfahrung mit anderen jüdischen Friedhöfen in Böhmen. Damals kam Hanuš Hron aus dem Nachbarort Nejdek dazu, freute sich über die Aktion und machte mit. Die Stadt erneuerte dann die Friedhofsmauer, so ist der Ort heute gut sichtbar und geschützt. Um auf die Anfangsfrage zurückzukommen: Wie gut, dass es auch Orte zum Erinnern und Bücher zum Lesen gibt.

Hildegart Stellmacher nahm 1969 erstmals an einem Sommerlager im Diakonissenhaus Dresden teil und engagiert sich seitdem immer wieder bei ASF, zuletzt im Vorstand. Sie ist zudem im Vorstand der *Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit* tätig.

»Kinder, die wie ich selbst ganz neu anfangen müssen«

Vera Schaufeld: Eine Shoah-Überlebende setzt sich für geflüchtete Kinder und die Erinnerung an die Shoah ein.

Sabrina Gröschel

Es ist kaum vorstellbar, wie es für die Eltern der neunjährigen Vera Schaufeld gewesen sein muss, als sie sich am Prager Bahnhof von ihr verabschieden mussten und ihr Kind im Mai 1939 in den Kindertransport einstieg. Es ist ein Bild, das einem das Herz zerreißt, doch Vera hatte jahrelang das Gefühl, dass ihre Erfahrungen als Überlebende, die durch einen Kindertransport ins sichere Ausland gerettet wurde, im Vergleich zu der ihres Mannes Avram, der Auschwitz, Buchenwald und andere Zwangsarbeitslager überlebt hatte, von geringer Bedeutung war.

Wenn sie von ihrer Kindheit erzählt, spricht die heute 92-jährige Vera sachlich über die Tragödien, die ihr Leben verändert haben, und hält sich an den guten Erinnerungen, an ihr Familienleben fest, zu dem Kreuzfahrten nach Norwegen und zum Nordpol gehörten. »Wir waren gut situiert, mit einem Kindermädchen und einer Köchin«, sagt sie und erzählt stolz von ihrem Vater, einem erfolgreichen Rechtsanwalt und Vorsteher der jüdischen Gemeinde, und einer Mutter, die die erste Ärztin der Stadt war.

Diese Stadt war Klatervy in der Nähe des Sudetenlandes in der damaligen Tschechoslowakei, und als die Nazis 1938 einmarschierten, lebte auch Veras Großmutter mütterlicherseits bei ihnen. Sie wurde Zeugin der Verhaftung ihres Schwiegersohns, worauf hin sie Vera verbot, an diesem Tag in die Schule zu gehen. Nach seiner Freilassung am nächsten Tag, war Veras Vater empört, sie Zuhause und nicht in der Schule vorzufinden. Als Vera daraufhin die Schule wieder besuchte, sagte eine Lehrerin, die sie immer gemochte hatte: »Wenn es Ärger gibt, sind die Juden immer die ersten, die weglaufen.« Ein Kommentar, der sie noch heute verfolgt. »Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, nicht mehr Vera oder eine Person zu sein, sondern ›die Juden‹ zu werden«, sagt sie.

Vera war eines der 669 Kinder, die von Sir Nicholas Wintons Kindertransport aus der damaligen Tschechoslowakei nach Großbritannien gerettet wurden, und sie erinnert sich an die aschfahlen Gesichter ihrer eigenen und der anderen Eltern, die hinter Absperrungen mit Taschentüchern winkten. Sie war aufgeregt und glaubte, dass die Trennung nicht lange dauern würde, und sie hatte ein Autogrammbuch bei sich, das ihre Freund*innen, Familie und Eltern signiert hatten. Sie hatte keine Ahnung, dass sie sie nie wiedersehen würde.

Vera kann sich nicht an die Reise erinnern, bis sie den Londoner Bahnhof Liverpool Street erreichten. »Ich war völlig verwirrt, saß auf einer Bank und hörte Durchsagen in einer Sprache, die ich nicht verstand, und sah, wie andere Kinder eingesammelt wurden, und dachte, niemand würde mich abholen.«

Bild links: Vera Schaufeld als Neunjährige 1939. Bild oben: Vera und Avram Schaufeld zeigen Aufnahmen ihrer Familienangehörigen. Bis auf einen Onkel sind alle diese Menschen in der Shoah umgebracht worden.

Aber ein methodistisches Ehepaar, Leonard und Nancy Faires, kam zusammen mit ihrer Tochter Betty, die eine lebenslange Freundin wurde. Es war schwer, sich ohne ihre Familie an das Leben in einem anderen Land zu gewöhnen, und sie hatte unglaubliches Heimweh – aber, sagt sie, die Faires haben ihr das Leben gerettet.

Später erfuhr sie durch das Rote Kreuz, dass ihre Eltern, ihre Großmutter und andere Familienmitglieder umgebracht worden waren.

Mit 21 Jahren zog Vera, nachdem sie sich als Englischlehrerin qualifiziert hatte, nach Israel in einen Kibbutz, um sich wieder mit dem Judentum vertraut zu machen. Dort traf sie den in Polen geborenen Avram. »Er sah so gut aus«, lacht sie. »In dem Haus, in dem er lebte, lebte ein Mädchen im Alter von vier Jahren, und er war wirklich süß zu ihr. Ich dachte: ›Was für ein netter Mann.‹«

Das Paar heiratete 1952, bekam zwei Kinder und gehörte zu den Gründungsmitgliedern sowohl des *Holocaust Survivors' Center* von *Jewish Care* – das Überlebenden soziale, therapeutische und praktische Unterstützung bietet – als auch des *National Holocaust Center* in Nottingham. Vera arbeitete zudem mit vielen anderen Organisationen zusammen, darunter *Aktion Sühnezeichen*, und sprach regelmäßig mit Kindern und Erwachsenen über ihre Erfahrungen. »Ich hatte das Gefühl, wenn ich mit Kindern spreche, würden sie es mit ihren Eltern besprechen«, sagt Vera über ihr Engagement. Sie ist sehr daran interessiert, Kindern in ähnlichen Situationen zu helfen. »Was uns passiert ist, war nicht einzigartig – es gab andere Völkermorde. Wir müssen heute von ihren Erfahrungen wissen. Die Kinder, die allein und gestrandet in Europa sind, sollten die Möglichkeit haben, wie wir nach England zu kommen.«

Nachdem sie 1953 von einem längeren Aufenthalt in Israel nach Großbritannien zurückgekommen war, kehrte Vera zum Unterrichten zurück. »Ich war mein ganzes Leben lang Lehrerin«, sagt Vera. »1972 lebte ich in Wembley, als Idi Amin Präsident von Uganda war und das ugandische Volk vertrieb. Ein Großteil dieser Community kam nach Brent. Ich stellte fest, dass viele Kinder in ein Sprachzentrum gingen, um Englisch zu lernen. Aufgrund meiner Erfahrung, Englisch als eine Fremdsprache lernen zu müssen, interessierte ich mich sehr für Kinder, die die gleichen Schwierigkeiten hatten wie ich – in ein neues Land zu kommen, eine neue Sprache zu lernen, in einer völlig anderen Kultur zu leben.«

Mit Unterstützung der Gemeinde spezialisierte sie sich auf das Unterrichten von Englisch als Zweitsprache und gründete einen Sprachdienst in Brent. »Schließlich wuchs und wuchs der Sprachdienst«, sagt sie. »In Brent wurden so viele Sprachen gesprochen. Ich wurde beratende Lehrerin und vermittelte Lehrer an Schulen. Ich bin zu allen gegangen – ob Kindergarten oder Schule – wo Kinder zusätzliche Unterstützung brauchten.«

Bis heute setzt sich Vera für die Rechte von Flüchtlingen, und insbesondere Flüchtlingskindern, in Großbritannien und gegen die immer restriktiveren britischen Einwanderungsgesetze ein. 2019 wurde Vera für ihre Verdienste um die Holocaust-Bildung zum Mitglied des *Order of the British Empire* ernannt und sie erhielt die Ehrendoktorwürde der *University of Roehampton* in Anerkennung ihrer Leistungen im Bildungswesen.

Sabrina Gröschel ist ASF-Landesbeauftragte in Großbritannien.

»Gedenken durch gute Taten«

Begegnung mit Donja Rosen 1989–1990

Gerty Schübel

»Sehr kostbar sind die Begegnungen, die wie ein Licht unser Leben erhellen, mit der Wärme, dem Flackern und Strahlen des Glücks.« Gerty Schübel

Vor meiner ersten Begegnung mit Donja im August 1989 als Freiwillige von ASF in Israel war ich ein wenig aufgeregt und neugierig zugleich. Wie würde es sein, mit dieser klugen und wachen Frau zu sprechen, deren schweres Schicksal sie mit Mitte 50 aus dem Berufsleben riss, weil die Erinnerungen an die Jugend so sehr auf ihr lasteten? Mit dem Bus fuhr ich von En Kerem, wo ich wohnte, hoch auf einen Berg nach Eitanim, einer psychiatrischen Klinik westlich von Jerusalem. Donja wartete bereits zur verabredeten Zeit am Eingang.

Ihre wachen Augen und ihren warmen Blick nahm ich sofort wahr. Sie unterschied sich deutlich von den anderen Patient*innen, die durch die medikamentöse Behandlung sehr sediert wirkten. Das schlicht eingerichtete Zimmer teilte sie mit zwei Frauen. Auffallend waren für mich gleich die selbst gemalten Bilder, die über Donjas Bett hingen und die sie mir präsentierte. Gerne besuchte sie die Mal- und Kreativ-Werkstatt der Klinik. Ich saß auf einem Stuhl Donja gegenüber und wir tranken Kaffee – Nescafé mit Milchpulver, wie das in Israel so üblich war. Da ich mit Ivrith zu der Zeit noch nicht so weit fortgeschritten war, sprachen wir Deutsch, was für Donja kein Problem darstellte.

Von Anfang an faszinierte mich Donjas Interesse an der Tagespolitik. In Israel herrschte die Erste Intifada, sehr häufig gab es Meldungen über Bombenanschläge an Bushaltestellen und Straßenkämpfe zwischen Palästinenser*innen und israelischem Militär. Da wirkte die ruhige Abgeschiedenheit von Eitanim mit den Parkanlagen einerseits wohltuend als Kontrast, doch kämpften die Menschen dort oft einen inneren Kampf mit ihren Erinnerungen. So auch Donja.

Sie war als junge Frau nach Israel gekommen. Sie hatte einen sich über mehrere Jahre hinziehenden Überlebenskampf hinter sich: als junges Mädchen mit elf Jahren in den Wäldern der heutigen Ukraine, über Lager für »Displaced Persons« auf Zypern 1948, bis nach Israel. Als »olah chadashah« – Neu-Einwanderin – lernte sie Ivrith und studierte an der *Hebrew University* in Jerusalem Geschichte und Literatur. Im Januar 1957 bekam sie eine Anstellung in dem noch sehr jungen Institut *Yad Vashem*, das zuerst seine Büros in der Jerusalemer Innenstadt nahe der Fußgängerzone Ben Yehuda hatte.

Dies alles erfuhr ich durch die Lektüre ihres Buches »The Forest, my Friend«, in dem sie autobiografisch ihren Überlebenskampf und unbedingten Überlebenswillen so emotional wie in einem Film dokumentierte. Donja hatte ihr Buch in Ivrith geschrieben, es wurde ins Englische übersetzt und es werden noch heute Passagen daraus für den Unterricht und für Einladungen zu Holocaust-Gedenktagen in Israel zitiert. »Gedenken durch gute Taten« ist wohl das bekannteste Zitat. Donjas Herzenswunsch war es, dass einmal auch deutsche Jugendliche ihre Geschichte lesen können.

Tatsächlich war die Begegnung mit Donja für mich sehr wertvoll, sie beeindruckte als feinfühlige, historisch denkende Frau. Bis Mitte 50 war sie Direktorin der Abteilung »Die Gerechten der Völker« in *Yad Vashem*, bis sie ihre eigene Geschichte einholte und in Depressionen abgleiten ließ. Erwähnenswert ist ihre Begegnung mit dem bekannten Oskar Schindler, für deren Ehrung als »Gerechter der Völker« sie in *Yad Vashem* verantwortlich war. Von diesem beeindruckenden Mann hat sie oft erzählt. Der 1. September war hingegen immer ein schwerer Tag für sie – der Überfall von Nazi-Deutschland auf Polen, wodurch sich ihr komplettes Leben veränderte, hatte sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben.

Für Donja war es sehr interessant, dass ich mit meiner zweiten halben Freiwilligenstelle im Archiv von *Yad Vashem* tätig war, arbeiteten doch dort ihre Freundinnen, die mit ihr noch Kontakt pflegten. Sie interessierte sich sehr, von ihnen und der Arbeit in *Yad Vashem* zu hören. Sie informierte sich auch intensiv über den Fall der Berliner Mauer im November 1989 und die anschließende Öffnung der Ostblock-Staaten. In Israel wurden diese politischen Ereignisse mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Abends sah man in den Nachrichten anstelle der sonst üblichen Meldungen aus dem Inland, die meist zwei Drittel der Sendezeit ausmachten, lange Beiträge aus der Tagesschau im Originalton Deutsch. Diese Umwälzungen waren oft auch Thema bei unseren Gesprächen. Dabei ließ sie einen realistischen Blick auf Deutschland erkennen. Unter manchen Kolleg*innen in *Yad Vashem* gab es jedoch auch große Befürchtungen, »Deutschland könne jetzt wieder groß werden«. Die Geister der Vergangenheit tauchten wieder auf.

Unsere Begegnungen empfand ich als herzlich und wertschätzend, wir bewegten uns im Hier und Jetzt, Themen aus Donjas Vergangenheit gab ich Raum, wenn sie es ansprach.

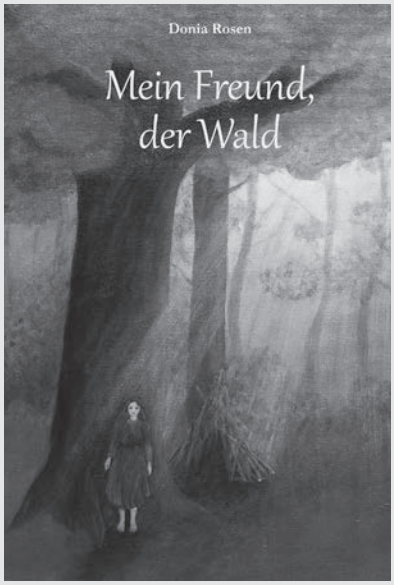
Wenn ich in der Mittagspause in *Yad Vashem* im Park spazieren ging, wanderten meine Gedanken oft zu Donja, die quasi auf einem der umliegenden Hügel lebte. Während meiner Zeit in Israel gab es einige Bemühungen, Donjas Buch ins Deutsche übersetzen und durch einen Verlag herausgeben zu lassen – doch leider vergeblich. Die englische Version »The Forest, my Friend« nahm ich mit nach Deutschland. Viele Jahre lag es in meinem Sekretär, bis es sich glücklich fügte, dass das Buch »Mein Freund, der Wald« nach sorgfältiger Übersetzung 2021 im Mabase Verlag erschien.

Immer, wenn ich in den folgenden Jahren nach Israel kam, besuchte ich Donja. Diese konnte in ein Haus für betreutes Wohnen in der Nähe der ASF-Begegnungsstätte *Haus Pax* im Jerusalemer Stadtteil Talpioth übersiedeln, was für sie wesentlich mehr Lebensqualität bedeutete. Anfang September 2007 sahen wir uns zum letzten Mal, sprachen zum ersten Mal die ganze Zeit hebräisch miteinander – sehr besonders für uns beide. Knapp zwei Wochen später erhielt ich von Ingrid Einat Lavie, die in enger Verbindung mit Donja war, die Nachricht, dass Donja am zweiten Tag des jüdischen Neujahrsfestes, dem 14. September 2007, friedlich gestorben war.

Gerty Schübel war 1989/1990 ASF-Freiwillige in Israel. Sie ist Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche sowie Dozentin am *Alfred Adler Institut* in München.

Donja Rosen: Mein Freund, der Wald
Autobiographie, Gerty Schübel/Martin Backhouse (Hrsg.), Reinhard Ferstl (Übersetzung), Mabase Verlag, Nürnberg 2021.

Donja Rosen beschreibt in ihrer Autobiografie ihre Flucht im Jugendalter. Sie hat einen unbändigen Lebenswillen und schaffte es dank mutiger Hilfe immer wieder zu fliehen. Im Wald fand sie Unterschlupf. Er gab ihr Geborgenheit.



Jetzt werden wir Sinti das Andenken unserer Menschen bewahren und gestalten

Verena Sekanina

Ich gehöre zur sogenannten dritten Generation. Meine Großeltern haben den nationalsozialistischen Völkermord an Sinti und Roma überlebt. Nur deshalb gibt es mich. Die Mehrheit meiner Angehörigen wurde ermordet. Wie alle Sinti meiner Generation bin ich mit dem Schatten dieses Verlustes aufgewachsen, auch wenn die meisten Überlebenden vor ihren Kindern und uns Enkelkindern kaum darüber sprachen. Sie wollten uns nicht belasten.

Mein Urgroßvater Wilhelm Laubinger war Geigenbauer und Musiker. Mit seiner Frau Auguste Laubinger, meiner Urgroßmutter, hatte er sechs Kinder. Die älteste Tochter und der älteste Sohn wurden in Berlin geboren, wo meine Familie viele Jahre ihren Lebensmittelpunkt hatte. Mein Großvater Karl Laubinger erblickte als ihr drittes Kind 1916 in einem kleinen Ort zwischen Hildesheim und Braunschweig das Licht der Welt. Da meine Urgroßeltern ihren Handel als Wandergewerbe ausübten, führten ihre Handelswege von Berlin bis nach Brandenburg, in das heutige Sachsen-Anhalt und nach Niedersachsen. Mitte der 1920er Jahre verlagerte sich ihr Lebensmittelpunkt nach Magdeburg. Inzwischen hatten sie zwei Töchter und vier Söhne. Mein Großvater besuchte die Schule in der Nachtweide in Magdeburg. Auch wenn das Leben für Sinti schon damals nicht leicht war, sie schöpften Kraft aus dem Zusammensein in einem großen Familienverband und ihrem evangelischen Glauben.

Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht übernahmen, war mein Großvater Karl Laubinger 16 Jahre alt. Wie er damals aussah, weiß ich, weil er 1933 von der Kriminalpolizei Magdeburg erkennungsdienstlich behandelt wurde. Und das nur aus einem einzigen Grund: weil er ein Sinto war. Wenn ich mir die Fotografien ansehe, erkenne ich einen jungen Mann und ich denke, dass er wie jeder junge Mensch Träume für die Zukunft hatte. Doch die Zukunft sah ganz anders aus als in seinen Träumen. Bereits im Frühjahr 1935 errichtete die Stadt Magdeburg ein kommunales Zwangslager, in das sie Sinti und Roma internierte – das sogenannte »Zigeunerlager am Holzweg«. Es befand sich am Stadtrand und bestand aus einer kahlen Fläche ohne Bäume und sauberes Wasser. Im Sommer gab es keinen Schatten, im Winter keinen Schutz vor Kälte. Die hygienischen Bedingungen waren katastrophal. Deshalb verließ meine Familie Magdeburg und lebte ab Mitte der 1930er Jahre in Dessau-Roßlau.

Meine Großmutter kämpfte um ihren Mann und ihre Söhne

Anfang 1938 erließ die Gestapo Dessau ein Aufenthaltsverbot für »Zigeuner« in ganz Anhalt und zwang die über siebzig in Roßlau lebenden Sinti in das Lager Holzweg Magdeburg. Im Zuge der reichsweiten Verhaftungswelle der Aktion »Arbeitsscheu Reich« Mitte Juni 1938 wies die Kriminalpolizei Magdeburg meinen Urgroßvater und drei seiner Söhne, darunter meinen Großvater, in das Konzentrationslager Buchenwald ein. Zurück in Magdeburg blieb meine kranke Urgroßmutter mit ihrer ältesten Tochter, deren zweijährigen Sohn und den beiden jüngsten Kindern. Aus Dokumenten, die die Kriminalpolizei Magdeburg fein säuberlich abheftete, habe ich erfahren, wie meine Urgroßmutter zwischen 1938 und bis zu ihrer Deportation 1943 um die Freilassung ihres Mannes und ihrer Söhne kämpfte. Sie ließ sich nicht davon einschüchtern, dass ihr mit harten Maßnahmen gedroht wurde, wenn sie ihre Bittgesuche nicht einstellen würde.

Wie sehr muss sie in ihren letzten Lebensjahren gelitten haben. Als ihr im Sommer 1942 von der Kriminalpolizei mitgeteilt wurde, dass ihr 28-jähriger Sohn Wilhelm Laubinger im Außenlager Lauenburg des Konzentrationslagers Stutthof gestorben sei, erhielt sie die Information, dass er dort eingeäschert und beigesetzt worden sei. Auch als fünf Monate später ihr 24-jähriger Sohn Otto in Buchenwald von der SS ums Leben gebracht wurde, hatte sie nicht einmal ein Grab zum Trauern. Er war der Mann von Erna Lauenburger, genannt Unku, und hinterließ eine kleine Tochter, die er nie hatte sehen können. Die kleine Marie war kurz nach seiner Einweisung ins Konzentrationslager Buchenwald zur Welt gekommen.

Am 2. März 1943 mussten alle meine Verwandten, die noch im Lager Holzweg Magdeburg waren, einen Zug besteigen, der sie nach Auschwitz verschleppte. Das jüngste Familienmitglied war nicht einmal ein Jahr alt. Mein anderer Familienzweig folgte einige Tage später aus Eisleben. In Auschwitz-Birkenau verlor meine Urgroßmutter im Juli 1943 ihre älteste Tochter und starb elf Tage nach ihr. Auch den jüngsten Sohn Erban und alle Enkelkinder ermordete die SS in Auschwitz-Birkenau. Lediglich die jüngste Tochter Johanna Laubinger, deren Kind in Auschwitz ermordet wurde, überlebte das Vernichtungslager und weitere Konzentrationslager. Sie habe ich als Kind noch kennengelernt.

Die Diskriminierung ging für die wenigen Überlebenden weiter

Mein Urgroßvater und mein Großvater durchlitten fast sieben Jahre mehrere Konzentrationslager. Nach ihrer Befreiung waren sie ohne ihre Familie. Ich kann mir kaum vorstellen, welche Kraft es die wenigen Überlebenden gekostet haben muss, sich ein neues Leben aufzubauen.

Hilfe von der Mehrheitsgesellschaft gab es keine, im Gegenteil: Sie waren weiterhin Diskriminierung und Verfolgung ausgesetzt. Behörden verweigerten ihnen menschenwürdige Wohnverhältnisse und wiesen ihnen Plätze neben Müllhalden am Stadtrand zu. Ich habe meinen Urgroßvater und meinen Großvater nicht mehr kennengelernt. Sie starben vor meiner Geburt. Beide erlebten nicht mehr, dass die Verfolgung und Auslöschung ihrer Familie als Völkermord anerkannt wurde. Der Schmerz über den Verlust ihrer Liebsten, das weiß ich aus Erzählungen, hat sie bis zum Lebensende begleitet. Und auch in mir lebt dieser Schmerz weiter.

Im Sommer 2021 habe ich zum ersten Mal die Gedenkstätte Auschwitz besucht. Das ist mir sehr schwergefallen. Mit jedem meiner Schritte auf dem Lagerabschnitt, in dem Sinti und Roma zusammengepfercht waren, war ich mir dessen bewusst, dass dieser Boden mit den Tränen und dem Blut unserer Angehörigen getränkt ist. Auschwitz ist für uns der größte Friedhof, denn wir haben keine Gräber unserer Frauen, Männer und Kinder, die dort und anderswo gequält und ermordet wurden. Mit wie vielen Tanten, Onkel, Cousinen und Cousins hätte ich aufwachsen können. Auch meine – die dritte Generation – spürt noch schmerzlich die Leerstellen. Und auch wir haben seit unserer Kindheit Erfahrungen mit Ausgrenzung, Diskriminierung und Benachteiligung machen müssen. Deshalb haben wir uns lange von der Mehrheitsgesellschaft möglichst ferngehalten und wie die meisten Überlebenden geschwiegen.

Ich hatte keine Ahnung, dass es viele Dokumente und Fotografien von meinen Angehörigen in Archiven gibt. Es war ein Schock für mich und andere Nachfahren, als ich durch die Ausstellung »...vergiss die Photos nicht, das ist sehr wichtig...‹ – Die Verfolgung mitteldeutscher Sinti und Roma im Nationalsozialismus« davon erfuhr. Die Kuratorin Jana Müller aus Dessau-Roßlau hat sich meinen Fragen gestellt und mir und anderen Nachfahren viele Informationen zukommen lassen. Seither arbeiten wir eng zusammen und es ist ihr eine Herzensangelegenheit, unsere Wünsche und Vorstellungen aufzugreifen und uns in unseren Anliegen zu unterstützen.

Kürzlich habe ich zum ersten Mal bei der Eröffnung der Ausstellung im Rathaus Neukölln in Berlin öffentlich gesprochen. Das Interesse an der Auseinandersetzung mit dem Völkermord an Sinti und Roma und auch der gegenwärtigen Situation unserer Minderheiten ist in den letzten Jahren gestiegen. Das ist grundsätzlich erst einmal positiv. Was ich und viele Nachfahren sich wünschen, ist, stärker einbezogen zu werden. Das Andenken an unsere Toten muss mit uns gemeinsam getragen werden. Wir stehen für eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe und mit gegenseitigem Respekt bereit.

Mit anderen NS-Opfern gemeinsam dem Schmerz stellen

Auch deshalb haben wir, Nachfahren Berliner und mitteldeutscher Sinti, den Verein *Menda Yek* gegründet. Uns alle verbindet, dass wir tiefe, schmerzliche Verluste in unseren Familien erfahren mussten. Dieser Schmerz bleibt ein Leben lang, aber im Verein *Menda Yek* wollen wir den Raum geben, uns diesem Schmerz gemeinsam zu stellen. Seit mehreren Jahrzehnten gibt es wissenschaftliche Erkenntnisse über die psychischen Folgen für jüdische Überlebende und transgenerative Traumata, die das Leben der Nachfahren beeinflussen. In der Sinti-Community gab es bislang kein Wissen darüber und dadurch auch keine psychosozialen Unterstützungsangebote, die den Überlebenden und uns Nachkommen geholfen hätten, mit diesen Folgen umgehen zu können.

Zusammen mit dem Verband AMCHA, der in Israel und Deutschland Shoah-Überlebende unterstützt, wollen wir uns bei *Menda Yek* – das genauso wie AMCHA übersetzt »Du bist von uns.« heißt – diesem Thema widmen und Räume des generationenübergreifenden Lernens und Verstehens schaffen. In die Öffentlichkeit zu treten, fällt uns nach den vielen negativen Erfahrungen nicht leicht, aber nur so können wir das Andenken an unsere Menschen bewahren und selbst gestalten und unseren Kindern und Enkelkindern helfen, aus dem Schatten transgenerativer Traumata zu treten.

Kontakt *Menda Yek e. V.*:
Margitta Steinbach, margitta.steinbach@amcha.de

»Heute ist ›Dodenherdenking‹, aber eigentlich denke ich jeden Tag an sie«

Über die schmerzhaften Schoah-Erinnerungen von Rosemarijn, unsere ausgelassenen Momente im Alltag und meine Auseinandersetzung mit meinem Deutsch-Sein

Marlene Geissel

Mein letzter Arbeitstag im *Beth Shalom*, einer jüdischen Einrichtung mit Wohnungen und Betreuungsangeboten für ältere Menschen, liegt inzwischen bereits mehr als zwei Monate zurück. Durch die vielen neuen Eindrücke und Begegnungen im Studium und in der neuen Stadt ist die Zeit, die seitdem vergangen ist, regelrecht verflogen, aber trotzdem denke ich nach wie vor noch ziemlich oft an meinen Freiwilligendienst.

Einer der Tage, die mir besonders in Erinnerung geblieben sind, ist der 4. Mai. Der »Dodenherdenking« ist in den Niederlanden offizieller Gedenktag für alle niederländischen Kriegsopfer und Ermordeten seit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges. An diesem Tag kapitulierte die Wehrmacht in den Niederlanden.

Irgendwie war die Atmosphäre im Land und im *Beth Shalom* an diesem Tag ganz anders als sonst. Für den Nachmittag war eine kleine Gedenkfeier geplant, an der ein Großteil der Bewohner*innen teilgenommen hat. Ein Rabbiner aus der Synagoge der Nachbarschaft moderierte die Veranstaltung, es wurden Kränze niedergelegt und verschiedene Bewohner*innen erzählten in kleinen Reden von ihren eigenen Familien- und Lebensgeschichten, was mich sehr bewegt hat. Als die Veranstaltung und mein Arbeitstag zu Ende waren, habe ich mich noch für einen Moment auf eine Bank vor dem Gebäude gesetzt, um vor meiner Heimfahrt noch kurz über alles nachzudenken.

Irgendwann hat sich Rosemarijn neben mich gesetzt. Sie wohnte auf der ersten Etage und weil ich dort jeden Morgen das Frühstück für die Bewohner*innen zubereitete, sah ich sie recht regelmäßig und unterhielt mich immer sehr gerne mit ihr. Normalerweise war sie immer gut gelaunt, meistens sang sie Opern-Arien, die sie in ihrer Zeit auf dem Konservatorium von Amsterdam gelernt hatte, vor sich hin und am liebsten präsentierte sie mir den langen bunten Mantel, den sie in den 80er Jahren monatelang selbst gestrickt hatte.

Am 4. Mai war sie auffällig still

Am 4. Mai war sie auffällig still. Ich wusste aus früheren Gesprächen, dass sie als Kind mehrere Jahre in den Konzentrationslagern Westerbork und Theresienstadt inhaftiert war und wie viele andere Bewohner*innen mit jüdischer Herkunft zahlreiche in der Shoah ermordete Familienmitglieder verloren hatte. Wir saßen einige Zeit einfach schweigend nebeneinander in der Sonne, bis sie irgendwann sagte: »Sie haben meine Oma ermordet. Und das Verrückte ist, heute ist Totenerinnerungstag, aber eigentlich denke ich jeden Tag an sie.« Ich weiß gar nicht mehr genau, wie ich in dieser Situation reagiert habe, aber ihre Worte sind bei mir ganz stark hängen geblieben. Ich glaube, es ist gerade ihre fröhliche und unbeschwerte Art, die oft gar nicht vermuten lässt, wie stark sie der Verlust ihrer Großmutter und die Erfahrungen in den KZs noch beschäftigen, doch in diesem Moment wurde mir ihr Verlust schlagartig deutlich.

Ein paar Tage später kamen wir wieder ins Gespräch und weil durch all die nationalen Gedenkveranstaltungen (am Tag nach dem Totengedenken wird die Befreiung der Niederlande von der deutschen Besatzung gefeiert) das Thema Holocaust nach wie vor sehr präsent war, kamen wir nach ein bisschen alltäglichem Smalltalk nochmal darauf zu sprechen. Eigentlich hatte sie verziehen. Eigentlich hatte sie versucht, keinen Hass mehr gegen Deutsche zu spüren, weil Hass einen von innen auffresse und die neue Generation an Deutschen keine Schuld mehr trage. Doch manchmal falle ihr das schwer, erzählte sie mir. Ich hatte ihr gegenüber schon einige Male erwähnt, dass ich aus Deutschland komme, was sie aber immer wieder ziemlich schnell vergaß. In dieser Situation fiel ihre Reaktion auf mein »Deutsch-Sein« natürlich anders aus als sonst. Sie wirkte auf eine Art ein bisschen überrascht, entschuldigte sich, war sofort besorgt darüber, mich verletzt haben zu können, und war mir gegenüber wie immer unglaublich offen.

»Weet je wat het leukste is …?«

Wir haben uns dann sehr lange darüber unterhalten, mit welchem Bild von Deutschen sie aufgewachsen ist, wie sie über die Jahre versucht hat, dieses zu ändern, und wie es für mich ist, als Deutsche in einem jüdischen Altenheim zu arbeiten. Nach einiger Zeit kamen wir dann auch wieder zu leichteren Themen und irgendwann haben wir uns über unsere Lieblingsopern und Komponisten unterhalten und zusammen Stücke aus der Zauberflöte gesungen. Als ich mich abends von ihr verabschiedet habe, sagte sie noch zu mir: »Weet je wat het leukste is …? Dat ik nou een andere idee heb gekregen over Duitsers.« (»Weißt du, was das Schönste ist…? Dass ich jetzt einen anderen Eindruck von Deutschen bekommen habe.«)

Mit meinem »Deutsch-Sein« habe ich mich wahrscheinlich noch nie so intensiv beschäftigt wie seit meiner Arbeit im *Beth Shalom*. Irgendwie kam ich mir dadurch manchmal fast ein bisschen fehl am Platz vor. Egal wie oft Bewohner*innen mir sagten, dass mir als junger deutschen Person keinerlei Schuld am Holocaust zukomme, so ein komisches Gefühl blieb doch bestehen, wenn ich mit Bewohner*innen zu den traditionellen jüdischen Liedern tanzte, Shabbat-Kerzen anzündete oder den Teig für die traditionellen jüdischen Zopfbrote zubereitete. Manchmal hatte ich fast das Gefühl, eine Art Eindringling zu sein, der an alledem ohne wirklichen persönlichen oder religiösen Bezug teilnimmt. Schließlich bin ich in Deutschland aufgewachsen, wurde katholisch erzogen, an meinem eigenen Glauben zweifle ich ständig und meine Vorfahren waren womöglich Unterstützer*innen oder zumindest Mitläufer*innen der NSDAP. Dass ich von gerade den Menschen, denen die Deutschen so unermessliches Leid zugefügt haben, so offen und unvoreingenommen aufgenommen wurde, macht mich demütig.

Oft war ich sprachlos, aber ich habe zugehört

Erfahrungen, wie die beschriebene Begegnung mit Rosemarijn und weiteren Zeitzeug*innen, gehören rückblickend definitiv zu den lehrreichsten. Die meist sehr langen bedrückenden Gespräche über den Krieg, die Zeit im Versteck oder einem Konzentrationslager haben mich oft sprachlos gemacht – buchstäblich. Ich hatte nicht selten das Gefühl, nicht die richtigen Worte zu finden, meine Betroffenheit nicht gut genug ausdrücken zu können und ich habe mich über meinen eingeschränkten Wortschatz geärgert. Andererseits: Ich denke, die perfekte Reaktion auf solche Berichte gibt es nicht. Es geht vielmehr darum, sich bewusst Zeit zu nehmen, Menschen wirklich zuzuhören, ihnen ohne Erwartungen den Raum zu geben, von sich zu erzählen, und darum ihr Vertrauen wertzuschätzen.

Was mich sehr freut ist, dass ich im *Beth Shalom* auch viele schöne Momente mit den Bewohner*innen erlebt habe, die in meinen Erinnerungen an das Jahr genauso präsent sind wie die Erzählungen aus der Kriegszeit. Das waren Momente, in denen wir zusammen gelacht haben und Bilder von Hochzeiten, Enkel*innen oder Haustieren angeschaut haben. Wir haben zu alten niederländischen Klassikern getanzt, mit Luftballons Federball gespielt, mit Drehorgelmusik im Hintergrund Pfannkuchen gegessen oder den Graureihern im Garten Namen gegeben… um nur ein paar der Dinge aufzuzählen, an die ich sehr gern zurückdenke.

Obwohl ein Großteil der Bewohner*innen meistens bereits in der Kindheit traumatische Erfahrungen gemacht hat und viele an Demenz oder anderen Altersleiden erkrankt sind: *Beth Shalom* werde ich immer als einen Ort voller Liebe und Lebensfreude in Erinnerung behalten.

Marlene Geissel hat ihren Freiwilligendienst 2021/2022 im jüdischen Altenheim *Beth Shalom* in Amsterdam geleistet. Sie begleitete die Bewohner*innen bei alltäglichen Aufgaben und organisierte verschiedene Aktivitäten.

Your help made MGS I a
Landmark Achievement
We Thank You.
LOZ

Pessach bei Georges Familie

Johann Heidbreder über seine Begegnung mit **George und seiner Familie**

Mit Yael, Georges Frau, und George an den See Genezareth zu fahren, um dort mit ihrer ganzen Familie Pessach zu feiern, ist eine Erfahrung aus meinem Jahr in Israel, die ich niemals vergessen werde. In den Vortagen des Festes zeigte George mir den Norden Israels, den er noch aus seiner Zeit in verschiedenen Kibbuzim wie seine Westentasche kennt. Den ganzen Tag mit dem Auto über holprige Wege und am Ende war ich erschöpfter als er … unglaublich!

Während dieser Tage kamen auch immer mehr Familienmitglieder an, sodass ich nach und nach die ganze Familie kennenlernte. Auf diese Weise wurde ich nach und nach initiiert, bis ich schließlich »Ehrenmitglied« der Familie Shefi war, was mir sehr viel bedeutet.

Es war schön, die ganze Familie beisammen zu sehen – gerade zu einem derart frohen und wichtigen Anlass wie Pessach wurde ich von ihnen so herzlich aufgenommen.

So habe ich in Israel nun nicht »nur« neue Großeltern in Yael und George gefunden, sondern eine ganze neue Familie mit ihnen. Das ist für mich vor dem Hintergrund, dass George Shoah-Überlebender ist und ich ein junger Deutscher in Israel, besonders bewegend und prägend.

Johann Heidbreder war 2021/2022 Freiwilliger im *Beit Sefer Ilanot* und bei AMCHA in Jerusalem.

Ein Glücksfall und ein Geschenk

Meine Begegnung mit Dorothy Becker und ihrer Familie

Jan Schultheiß

Im Frühjahr 1998 kam ich als erster ASF-Freiwilliger in das *Selfhelp Home* im Chicagoer Norden, direkt am Lake Michigan. Am Anfang traf ich auf Neugier, aber auch auf Bedenken. Die damals 88-jährige Dorothy Becker und andere Bewohner*innen des Alten- und Pflegeheims hatten zwiespältige Gefühle, für viele war ich der erste Deutsche, den sie seit Jahrzehnten trafen. Mit ihrem Mann William hatte Dorothy Becker die Einrichtung für Geflüchtete und Überlebende des Holocaust nach ihrer eigenen Flucht mitgegründet. Mit Deutschen wollte sie nichts zu tun haben.

Zu Beginn »not quite kosher«

Ursula Levy beschrieb dies in ihrem Buch »The Spirit Builder« über Dorothy Becker 2004 so: »Einigen der älteren vor der Shoah geflüchteten Bewohner*innen erschien Jan zunächst ›not quite kosher‹. Aber mit Verständnis, Toleranz und seinem subtilen Humor nahm er die meisten der zuerst zurückhaltenderen von ihnen für sich ein.« Mit der Zeit entwickelten sich Alltag und Vertrauen, und viele sahen mich wohl einfach als jungen Menschen, der ein offenes Ohr hatte und Gesellschaft leistete. Ziemlich schnell hatte ich viele neue Großmütter und -väter. Das Eis war spätestens am Weihnachtsmorgen 1998 gebrochen, als mich eine Reihe von ihnen, darunter Frau Becker, mit Weihnachtsliedern auf Englisch und Deutsch überraschten, um mir meine Feiertage fern der Heimat schöner zu machen. Ein sehr bewegender Moment.

Dies war der Ausgangspunkt für viele kostbare Freundschaften, insbesondere mit Dorothy Becker, die während meines Freiwilligendienstes starb, und ihrer 1930 in Berlin geborenen Tochter Marian sowie deren Kindern und Enkeln.

Gemeinsame Reise in ihre alte Heimat

Dorothy Becker selbst hat Deutschland niemals wieder besucht, doch nach dem Tod ihrer Mutter nahm Marian im Jahr 2000 eine Einladung der Stadt Berlin an, ihre frühere Heimatstadt zusammen mit hundert anderen ehemaligen Berliner*innen zu besuchen. Als Marian mit ihrem Sohn durch Berlin reiste, schien sie sehr besorgt, als sie sah, dass alle jüdischen Einrichtungen dauerhaften Schutz benötigen. Mehrere Highlights linderten diese Sorge, darunter: Der Besuch im Haus, das ihre Eltern noch 1934 am Stadtrand Berlins erbauten, mit seinen sehr gastfreundlichen und einfühlsamen heutigen Besitzern. Sie freute sich, dass sie nach 65 Jahren den Weg zum nahen See noch selbst fand. Ein weiterer Höhepunkt: Der Besuch im Hotel Adlon, in dem sie 1937 als Sechsjährige ihre letzte Nacht in Deutschland verbracht hatte, bevor ihre Familie das Schiff in die Freiheit nahm. Das Museum im nahen Holocaust-Mahnmal brachte aber so viele Erinnerungen zurück und berührte sie so tief, dass sie es schnell wieder verlassen musste.

Eine lange und intensive Freundschaft: Jan Schultheiß mit Marian Shaffer beim Besuch ihrer Heimat, vor der Bergkette Teton Range, Jackson Hole, Wyoming, 2000

Es folgten viele gegenseitige Besuche in Wyoming, in Oregon und in meiner süddeutschen Heimat. Auch bei beiden Feiern für meine Universitätsabschlüsse in Chicago und Boston war Marian selbstverständlich dabei und lernte meine Familie kennen und mögen. Es entwickelte sich eine enge, sehr vertraute, fast familiäre Bindung. Diese war ein Glücksfall und ein Geschenk.

Uns verband und verbindet über Marians Tod 2017 hinaus viel: Die amerikanisch-deutschen, jüdisch-christlichen Kulturen, das Interesse an Kunst, Bergen, einer progressiven, offenen Politik – und an Elchen (!) – sowie ein Sinn für Skurrilitäten. So versuchten wir zum Beispiel (völlig erfolglos) auf einer gemeinsamen Reise ins Death Valley bei Rekordtemperaturen, auf der Motorhaube ein Ei zu braten. Marian hatte so ein mitreißendes Lachen!

Vielleicht konnte Marian durch unsere Freundschaft auch ihrer ursprünglichen, geraubten Heimat wieder ein kleines Stück näher kommen. So besuchte sie zum Beispiel die Berliner Synagoge, in der ihre Eltern geheiratet hatten, den Geburtsort ihres Vaters und die Gräber ihrer Vorfahren in der Pfalz sowie die Universität Heidelberg, an der ihr Vater Medizin studiert hatte.

Unser gemeinsamer Weg ist zu einer eigenen, lebendigen Geschichte geworden, die weiter geschrieben wird. Ab 2023 wird es eine besondere Erinnerung an die Familie Becker und Shaffer geben: Dann sollen für Dorothy Becker, ihren Mann William sowie ihre Tochter Marian an ihrem ehemaligen Haus in Berlin-Groß Glienicke Stolpersteine verlegt werden. Jugendliche der Jugendgeschichtswerkstatt Spandau recherchieren und würdigen ihre Lebensgeschichten.

Jan Schultheiß war 1997 bis 1999 ASF-Freiwilliger, zunächst in der Berliner Geschäftsstelle und dann im *Selfhelp Home* in Chicago. Später engagierte er sich im Leitungskreis für die ASF-Sommerlager. Er ist Stadtplaner und Kunsthistoriker.

Von der Herzlichkeit der Küchen, vom Feindesland der Straße

Begegnungen und Beobachtungen als Freiwilliger in St. Petersburg

Joseph Wälzholz

Warum viele Deutsche von Russland so fasziniert sind, ist leicht zu erklären: In Russland sind die Leute zwar in der Öffentlichkeit sehr unfreundlich, aber privat, zuhause, in der Küche, unglaublich herzlich. In Deutschland hingegen sind die Leute in der Öffentlichkeit unfreundlich und zuhause ebenfalls unfreundlich. Natürlich ist das nicht ernst gemeint. Anderenfalls wären die zahlreichen ASF-Seminare, in denen wir gelernt haben, nationale Stereotypen zu reflektieren, für die Katz gewesen. In einem Punkt ist es aber doch ernst gemeint: Die Diskrepanz zwischen der Vertrautheit, die man in Russland im privaten Raum erfährt, und der schroffen Ablehnung, der man dort im öffentlichen Raum begegnet, kann man sich gar nicht groß genug vorstellen.

Wie jede Petersburg-Geschichte beginnt auch diese in Moskau. Als ich in den Sommerferien 1996 allein nach Moskau flog und dort spätabends am Flughafen ankam, wurde ich, anders als vereinbart, nicht abgeholt. Es kam zu einer Reihe von Verwicklungen, die dazu führten, dass ich mitten in der Nacht irgendwo in Moskau bei einer zusammengewürfelten Familie klingelte. Die hatte nicht gewusst, dass ich kommen würde, nahm mich aber mit einer absoluten Selbstverständlichkeit auf, und dort habe ich dann zwei Wochen lang gewohnt. Ich habe mich seither immer gefragt, was – umgekehrt – in Deutschland die typische Reaktion wäre, wenn an irgendeiner Wohnungstür mitten in der Nacht ein etwas orientierungslos wirkender russischer Jugendlicher klingeln würde, der für zwei Wochen eine Bleibe braucht.

Von September 2000 bis Ende Februar 2002 habe ich meinen ASF-Langzeitfreiwilligendienst bei der Sozialstation der ASF-Partnerorganisation *Memorial* in St. Petersburg abgeleistet. Dass ich eine so lange Zeit in Petersburg verbringen durfte, ist einer der großen Glücksfälle meines Lebens. Ich brauchte die Senior*innen, die ich damals begleiten durfte, nicht zum Reden zu bringen, sie hatten in der Regel von selbst das Bedürfnis, ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Episoden der Begegnung bleiben im Gedächtnis

Es sind aber weniger ihre Biografien, die sich mir eingeprägt haben – ohnehin verschwimmen meine Erinnerungen an diese Erzählungen – als vielmehr einzelne Episoden: Der damals 89-jährige Boris Fjodorowitsch, der mitten im Winter sein bestes und wärmstes Sakko an einen Bettler verschenkt, und ich stehe daneben und bin völlig perplex. Eine Patientin, die mit Vornamen Ninél heißt: Ich spreche sie darauf an, dass ihr Name in meinen Ohren ganz und gar unrussisch, eher französisch klingt. Sie lächelt. »Meine Eltern«, erzählt sie, »waren begeisterte Anhänger der Revolution. Die junge Sowjetunion war auf dem Gebiet der Namensgebung sehr experimentierfreudig… . Und jetzt lesen Sie meinen Namen mal rückwärts!«

Eine andere Patientin, der ich Medikamente aus dem *Memorial*-Büro bringe und die ich nur anlässlich eines Botengangs einmal kurz sehe: Sie fragt mich, in welchen Ländern ich schon gewesen sei. Ich zähle eine ganze Litanei auf – als ich bei Polen ankomme, hakt sie nach: »Wo genau dort?« In Krakau, sage ich, in Auschwitz … sie unterbricht mich: »Ah, ich war auch in Auschwitz.«

Natalia Michailovna ist die einzige Patientin, die tatsächlich nie etwas aus ihrer Vergangenheit erzählt. Als ich ihr zwei oder drei Wochen vor meiner Abreise, entgegen dem, was mein Gefühl mir riet, doch ein paar Fragen dazu stelle, sagt sie nur bruchstückhaft, dass ihr Vater erschossen worden sei…, während der Blockade habe sie sich versteckt…, und fängt an zu weinen.

Als am 24. Februar 2022 Russland die Ukraine von allen Seiten angegriffen hat, ist auch für mich eine Welt zusammengebrochen – dabei geht es mir im Vergleich zu den Ukrainer*innen natürlich blendend. Kannte ich Erzählungen von Russ*innen, von Ukrainer*innen, die Hals über Kopf ihr Land verlassen haben, die aus ihrem Land geflohen sind, bisher nur aus zweiter Hand oder gar nur aus dem Geschichtsunterricht, so ist genau das bei meinen Freundinnen und Freunden von dort nun Realität. Was für ein Kon-

Sankt Petersburg 2015

trast! Genau zu der Zeit, als ich in Russland war, herrschte vor Ort, so schien es mir, generell eine Art Aufbruchsstimmung, ja beinahe so etwas Ähnliches wie Optimismus.

Die Willkür beginnt außerhalb der Haustür

Die Ursachen für die entfesselte Gewalt, die die russischen Soldaten in der Ukraine verüben, müssen andere analysieren. Aus eigener Beobachtung kann ich dazu allenfalls einen winzigen Baustein beisteuern. Und diese Beobachtung lautet eben, dass man in Russland, sobald man aus der Wohnungstür tritt, feindliches Territorium betritt. Oder genauer: dass alle alles daransetzen, nicht von einem staatlichen Organ – also üblicherweise der Polizei – angehalten zu werden. Denn unter dem Schutz ihrer Uniform können die Polizisten sich frei fühlen, jedes erdenkliche Unrecht zu begehen. Wer der Polizei in die Hände fällt, ist ihrer Willkür vollkommen ausgeliefert.

Ich selbst wurde in Russland niemals ausgeraubt, ich wurde nie geschlagen, ja, ich musste noch nicht einmal jemanden bestechen. Es kostet mich sogar Mühe, mir überhaupt konkrete negative Erfahrungen aus dem öffentlichen Raum in Russland in Erinnerung zu rufen – einfach deshalb, weil Freundschaften für mich eine unendlich viel größere Rolle spielten und spielen. Aber einiges ist mir nach wie vor absolut präsent: Wie ich mir innerhalb kürzester Zeit auf der Straße eine ganz bestimmte Art zu gehen angeeignet habe, schnellen, entschlossenen Schrittes, selbst wenn ich eigentlich nur spazieren gehen wollte, ein Ziel vortäuschend, um der Polizei nur keinen Vorwand dafür zu liefern, mich anzuhalten. Wenn man einen Polizisten aus dem Augenwinkel wahrnimmt, ihm niemals direkt in die Augen schauen – ein Trick, der allerdings schon letztes Jahr, wie ich feststellen musste, nichts mehr gebracht hat.

»Du bist hier niemand!«

Als 2001 der Markt in meiner Straße über Nacht dichtgemacht wurde und ich zur Protestversammlung gehen wollte, herrschte ein Polizist mich wörtlich an: »Du bist hier niemand!« Damit hat dieser Staatsdiener die Auffassung, die der russische Staat allgemein von den Menschen hat, sehr gut auf den Punkt gebracht. Ich wurde damals oft von der Polizei kontrolliert, musste meine Papiere und das Visum vorzeigen, aber mein deutscher Pass war auch eine Art Schutzschild: Hier haben sie es mit einer Hierarchie zu tun, die russische Polizisten nicht durchschauen, deshalb bringen sie zwar die angefangene Kontrollprozedur noch zu Ende, lassen einen letztlich aber in Ruhe. Russ*innen haben diesen Schutz nicht. Einmal musste ich meine Jacke ausziehen und sie wurde nach Drogen durchsucht. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass die Polizisten mir – ohne meinen deutschen Pass – damals einfach Drogen untergeschoben hätten.

Zum Schluss das Wichtigste. Natürlich muss die Ukraine diesen Krieg gewinnen. Und eine Sache gibt es, die ausnahmslos jede und jeder von uns tun kann, um die Menschen in der Ukraine zu unterstützen: kostenlos ein Hilfspaket dorthin schicken, einfach »DHL Hilfspaket Ukraine« googeln.

Joseph Wälzholz war 2000 bis 2002 Freiwilliger in der Sozialstation von *Memorial St. Petersburg* und ist heute als Übersetzer und Journalist tätig.

Mit der Zeit hat sich die Skepsis gelegt

Regina Lawrowitsch über die Begegnung von Freiwilligen und Überlebenden der Zwangsarbeit in Belarus

*Regina Lawrowitsch wurde mit elf Jahren von ihrer Familie getrennt. Im Frühjahr 1944 wurde sie von den Deutschen zunächst in ein Lager in der Normandie verschleppt, später kam sie in die Gemeinde Seckach am Odenwald. Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion konnte sie offen über ihre eigene Geschichte sprechen und sich mit anderen vergessenen Opfern des Krieges zusammentun. Der von ihr gegründete Verein für ehemalige minderjährige Zwangsarbeiter*innen »Dolja« (Schicksal) war viele Jahre lang Projektpartner von* ASF *in Minsk.*

Zwanzig Jahre lang habe ich die Organisation *Dolja* geleitet. Viele ASF-Freiwillige haben sich über die Jahre hinweg in unser Projekt eingebracht, doch als sie bei uns anfingen, begrüßten das in unseren Reihen längst nicht alle. Das war eine heikle Angelegenheit, nicht alle brachten dafür Verständnis auf. Belarus*innen haben im Krieg so viel durchgemacht, dass sie anfangs nicht nachvollziehen konnten, wie unsere Feinde plötzlich ein gutes Verhältnis zu uns aufbauen wollten. Aber mit der Zeit hat sich diese Skepsis gelegt.

Im Übrigen hat mich noch nie jemand zum Thema Freiwilligenarbeit interviewt. Darüber wurde kaum etwas geschrieben, stattdessen gibt es unzählige Texte über mich und meine eigene Geschichte. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, dass ich die von mir gesteckten Ziele erreicht habe. Mitgefühl zeigen ist das Wichtigste. Meine Kinder haben dies verstanden und sind immer bereit, anderen zu helfen.

Zu den deutschen Freiwilligen hielt ich engen Kontakt. Es waren viele, sie kamen und gingen. Gut kann ich mich an einen jungen Mann namens Heiner erinnern, der sogar zu mir auf die Datscha gefahren ist. Er wollte so etwas einfach mal selber sehen und hat schließlich kräftig mit angepackt. Heiner war für mich das Beispiel eines warmherzigen und zuverlässigen Freiwilligen. Er stammte aus Ostdeutschland und sprach deshalb Russisch. Er hat mir dabei geholfen, meinen Aufenthaltsort als Zwangsarbeiterin in Deutschland ausfindig zu machen und eine Organisation kontaktiert, über die wir Gelder für eine Gruppenreise erhielten. So konnte ich 60 Jahre später an diesen Ort zurückkehren. Das hat mich buchstäblich umgehauen, aber empfangen wurde ich wie eine Berühmtheit. Gemeinsam haben wir an die Ereignisse von damals erinnert.

Insgesamt habe ich vielfältige Eindrücke vom Umgang mit den deutschen Freiwilligen mitgenommen. Sie haben mir immer viel bedeutet aufgrund ihrer Warmherzigkeit und Hilfsbereitschaft. Die Freiwilligen haben bei uns Russisch gelernt, sich mit der Kultur vertraut gemacht und wir haben für ihren Austausch mit Schüler*innen gesorgt. Ich kann mich außerdem an Schulklassen aus Deutschland erinnern, die unglaublich emotional auf unsere Geschichten reagiert und sogar geweint haben. Es waren immer sehr bewegende Momente, wenn wir jungen Menschen davon berichteten, was wir über uns ergehen lassen mussten.

Allein schon der Aufenthalt in einem anderen Land wirkt sich auf die Wahrnehmung aus. Wer noch dazu in das Leben und das Schicksal der Menschen eintaucht, verändert sich mit absoluter Sicherheit. Oft werde ich nach meiner Haltung zu den Deutschen gefragt. Meine Schwester hat dazu eine ziemlich harte Einstellung, meine Einstellung hingegen ist durch meinen engen Kontakt zu deutschen Freiwilligen und meine Reisen nach Deutschland milder. Dafür wurde ich von vielen kritisiert, auch von Überlebenden. Unser Verein besteht aus Angehörigen der Arbeiterklasse, die sich oft sehr direkt ausdrücken. Aber damit kann ich gut umgehen.

Aufgeschrieben von **Ute Weinmann,** ASF-Landesbeauftragte in Russland

»Aber das ist eine ganz eigene Geschichte für das nächste Mal«

Über meine Begegnungen mit Marianne Karmon

Leonore Schweynoch

Jeden Sonntagmorgen begab ich mich durch den engen Verkehr Jerusalems. Falls es der israelische Verkehr zuließ, traf ich pünktlich um zehn Uhr bei Marianne ein. Sie ist inzwischen unfassbare 101 Jahre alt. Trotz ihres Alters ist sie immer noch ausgesprochen fit, besonders mental.

Oft verbrachten wir die Zeit auf Mariannes Dachterrasse mit einem tollen Blick auf Jerusalem. Manchmal stöberten wir in alten Fotoalben oder ihrem Jerusalem-Atlas. Sie war Kartografin. Mit jedem Treffen lernte ich einen neuen Abschnitt ihres Lebens kennen.

Marianne ist eine beeindruckende Persönlichkeit. Sie hat eine Menge an Schicksalsschlägen durchmachen müssen. Ich bewundere sie. Alle ihre Erlebnisse haben sie zu der Frau gemacht, die sie heute ist. Sie ist lebensfroh und versucht aus allem das Beste zu machen.

Sie wurde im Mai 1921 in Berlin geboren und wuchs bei ihrer Mutter auf. Marianne wusste nicht, dass sie jüdisch ist. Sie feierten Weihnachten, sie ging mit ihrer besten Freundin in die Kirche und besuchte christliche Schulen. Erst als ihr ein anderer Stundenplan mit dem jüdischen Religionsunterricht ausgehändigt wurde, erfuhr sie von ihrer jüdischen Abstammung. Da war sie sieben Jahre alt.

Sie entschloss sich daraufhin, über die jüdische Religion alles kennenlernen zu wollen. Später war Marianne Teil der zionistischen Jugendbewegung. Das war wichtig in ihrem Leben. Durch diese Jugendbewegung konnte Marianne aus Deutschland und dem täglichen Antisemitismus herauskommen. 1939 konnte sie nach Schweden gehen, um dort auf einem Bauernhof zu arbeiten. Mit achtzehn Jahren machte sie sich allein auf den Weg in eine unbekannte Umgebung, verließ ihre Mutter, ihr Zuhause. Sie hatte Glück, denn kurze Zeit später brach der Krieg aus. Marianne hat unglaubliches Glück gehabt. Immer wieder in ihrem Leben brachte die eine Situation sie in die nächste. Meistens wirkte es, als seien es einfache Zufälle. In ihrem Leben waren es aber überlebenswichtige Umstände.

Die Zeit in Schweden muss schwer, aber auch schön gewesen sein. Auf den Bauernhöfen wurde sie aufgrund ihrer jüdischen Herkunft abgewiesen, sie beherrschte die Sprache nicht. Sie lebte fast zehn Jahre dort. Sie hatte inzwischen ihren ersten Mann, Hanan, geheiratet. Doch als Marianne hochschwanger war, entschied sich Hanan nach Kriegsende, zurück nach Deutschland zu gehen. Marianne blieb zurück. 1947 kam Hanan wieder. Zusammen entschieden sie sich nach der Staatsgründung Israels auszuwandern. Für Marianne war das keine leichte Entscheidung. Die ersten Jahre in Israel lebten sie mit ihrer Tochter Manja, in einem Kibbuz. Heute lebt sie in Jerusalem.

Immer wieder war ihre Liebe zum Reisen Gesprächsthema. Zusammen mit ihrem späteren Mann, Yehuda, hat sie eine Weltreise gemacht. In ihrer Wohnung stapeln sich Fotoalben und Erinnerungsstücke: Von Amerika, über den Sinai und Frankreich bis Afrika und Südamerika hat Marianne alles aufgenommen, was nur möglich war.

Ein weiterer Schicksalsschlag, wohl der schlimmste für Marianne, war, als binnen kurzer Zeit Yehuda, Hanan und Manja starben. Ich spüre ihre Trauer noch heute. Als Manja an Krebs erkrankte, war ihre letzte gemeinsame Zeit sehr intensiv, denn Marianne versuchte, so oft wie möglich bei ihr zu sein. Manja und ihr Mann lebten zu der Zeit in Singapur. Manja verstarb 1997, sie war gerade knapp 50 Jahre alt geworden. Wir redeten häufig über Manja, es war immer wieder sehr emotional. Manchmal erzählte Marianne mir von der Zeit nach Manjas Tod. Sie hatte nicht das Bedürfnis, allein zurück nach Israel zu gehen und entschied sich spontan dazu, nach Australien zu reisen. Aber all diese Verluste brachten auch Marianne an ihre Grenze. Sie beschrieb es mir immer mit einem großen, tiefen schwarzen Loch, in das sie gefallen ist.

Doch Marianne ist ein Mensch, der immer das Beste aus allem macht. Sie nahm sich vor, dieser Lebensphase Zeit zu geben, aber nicht einzusacken. »Und deswegen kaufte ich mir einen Computer für den Kopf und töpferte, um etwas für die Hände zu haben«, sagte sie mir immer.

Marianne ist eine sehr angenehme Gesprächspartnerin. Sie ist aufmerksam, interessiert und hat beachtliches zu erzählen aus ihrem Leben. Manchmal verloren wir uns in unseren Gesprächen und konnten gar nicht auf alle Einzelheiten eingehen. Dann antwortete sie häufig: »Aber das ist eine ganz eigene Geschichte für das nächste Mal.«

Leonore Schweynoch war 2021/2022 Freiwillige im *Beit Rachel Strauss*, einer Schule für körperlich und geistig beeinträchtigte Jugendliche und im Projekt *Irgun Jozei Merkas Europa*, wo sie Shoah-Überlebende besuchte.

Ich hüte Dans Erinnerungen bis heute gut

Leon Mahncke
über seine Begegnung mit
Dan Spira

In meinen Jerusalemer Projekten traf ich zwar viele verschiedene Menschen, doch ein Kontakt mit Überlebenden ergab sich hier nicht. Über eine Mitbewohnerhin lernte ich Dan Spira kennen, er suchte nach jemanden, der ihn bei seiner Autobiographie unterstütze. Das war ein glücklicher Zufall.

Alle ein bis zwei Wochen trafen wir uns bei ihm zu Hause und er diktierte mir seine Erinnerungen in den Block. Dabei wechselte er immer wieder zwischen seinen vier Sprachen und den Episoden seiner vielen Lebensstationen. Immer wieder haben wir uns währenddessen besprochen: Wie erzählt man dieses Erlebnis am besten, welche Worte braucht es dafür?

Darüber entstand ein wertvolles Vertrauen zwischen uns. Dan teilte sehr schmerzhafte Erinnerungen an seine Verfolgung und Flucht, manches zu schmerzhaft für das Buch. Nach unseren Gesprächen setzten wir uns dann mit einer Tasse Kaffee bei Marianne Karmon auf die Terrasse – unser gemeinsames Ritual der Woche.

Nach meinem Jahr besuche ich nochmal Dan in Israel und er übergab mir das gedruckte Buch. Ich hüte es bis heute gut. Oft denke ich an die Orte und Begegnungen, von denen er mir erzählte.

Leon Mahncke war Freiwilliger im Beit Ben Yehuda und Beit Frankforter und lebt heute in Hamburg. Er studiert Politikwissenschaften und ist aktiv im *Jungen Forum der Deutsch-Israelischen Gesellschaft*.

Friede auf Erden

Esther Auer

Von 2010 bis 2011 war ich mit ASF in Israel und konnte über dieses Jahr hinweg unter anderem Hanna Flusser besuchen. Im Advent empfing sie mich mit den Worten: »Weihnachten ist doch das Fest der Geschenke.« Schon streckte sie mir ein kleines Päckchen entgegen. Ein kleines, unscheinbares Bild, das seither mein Zimmer schmückt. Es ist mit »Hamsa-Dove« betitelt und zeigt eine *Hamsa*, eine Hand, die in Israel als »schützende Hand« und Glücksbringer an Türen und Halsketten weit verbreitet ist. Anders als üblich zeigt sie nach oben und ist verziert mit getrockneten kleinen Frühlingsblüten aus Jerusalem. Bei genauem Hinsehen entdeckt die Betrachterin darin außerdem eine Taube, die ein Ölblatt trägt.

Aus den Erinnerungen an Hanna Flusser, dem Betrachten dieses Bildes und der Weihnachtsbotschaft, die Friede auf Erden verheißt, sind folgende Gedanken entstanden:

»Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens.«

Friede auf Erden!
Ich sehe im Traum,
dass auch hier Bomben fallen.
Immer und immer wieder sage ich mir:
Du träumst!
Dennoch sitzt die Angst tief,
tiefer noch als der Verstand.

Friede auf Erden!
Ich sehe keine Engel
und höre sie nicht.
Hohl irgendwie klingt es
und naiv.
Traurig schüttle ich den Kopf.
Wann habe ich sie verloren?
Meine Hoffnung, mein Vertrauen,
dass sich breit macht.

Friede auf Erden!
Klein und unscheinbar
fängt ein Bild meinen Blick ein,
wenn ich vom Bildschirm aufschaue.
Ich höre sie wieder,
»meine alte Dame«, die ich so oft besuchte,
die mir ihr Wohnzimmer öffnete,
ihren Schmerz mit mir teilte,
mir dieses Bild vom Frieden schenkte.
Trotzdem.
Trotzdem ich aus dem Land der Täter komme.
Trotzdem sie allen Grund hätte, zu schweigen
Ohne mich.

Friede auf Erden!
In diesem Bild sehe ich den Frieden,
den sie mir schenkte.
Frieden als offene Hand,
die sie mir entgegenstreckt.
Trotzdem.
Sich aus der Deckung wagt.
Verletzlich
ohne zu wissen, was ihr begegnet:
eine kalte, harte Faust
oder eine warme Hand, die mit ihr den Schmerz aushält.
Trotzdem öffnet sie sich
ihre Hand
Mutig
die Engel im Ohr:

Friede auf Erden!
Eine schützende Hand.
Die keinem Menschen gehört.
Zum Glück.
Und mir ein bisschen Hoffnung bringt,
dass Frieden trotzdem möglich ist.
Weil da eine ist, die mich hält.
Weil da einer ist, der mir nahekommt
Meiner Angst, meinem Schmerz,
meiner Hoffnung, meinem Vertrauen,
dass meine Hand sich ausstreckt
Dir entgegen.
Trotzdem.
Ohne zu wissen, wie du reagierst.
Trotzdem bin ich gewiss, dass es wird:

Friede auf Erden.
Wie eine Taube
Mit Ölblatt im Mund.
Eine Zeugin, dass die Flut verebbt,
dass Frieden wächst.
Trotzdem.
Ich sehe nicht, woher sie ihn bringt.
Trotzdem ist er da.
Wie ein kleines unauffälliges Ölblatt.
Mitten zwischen uns
Ein Stück Himmel auf Erden:

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens.

Esther Auer war 2010/2011 Freiwillige in Jerusalem. Sie ist Pfarrerin und zurzeit Studienassistentin am Pfarrseminar in Stuttgart-Birkach.

Pawel Markowitsch Rubintschik – Andenken an einen Partisanen (27. März 1928–2. Oktober 2022)

Am 2. Oktober 2022 ist der Holocaust-Überlebende und Partisan Pawel Markowitsch Rubintschik in St. Petersburg verstorben. Er begleitete uns als Zeitzeuge und langjähriger Projektpartner.

»Der Krieg hat mich, einen dreizehn Jahre alten Jungen, im Pionierlager bei Minsk erwischt.« Mit diesen Worten beginnt ein seitenlanger Text, in dem Pawel Markowitsch Rubintschik, geboren 1928 in Kursk, Zeugnis von seinen grausamen Erlebnissen unter deutscher Besatzung ablegt. Gleichzeitig schildert er darin die Geschichte seines Überlebens, gespickt von Augenblicken der physischen Entbehrungen und Denunziation, wie auch der Solidarität. Eine Existenz am Rande des Aushaltbaren, voller Zufälle und kühnem Widerstand. Im Herbst 1943 gelang ihm die Flucht aus dem Minsker Ghetto. Danach schloss er sich einer sowjetischen Partisaneneinheit an, die nichts gegen die Präsenz von Jugendlichen und jüdischen Überlebenden des NS-Terrors einzuwenden hatte – was keineswegs selbstverständlich war. Bis zum Sommer 1944 leistete er seinen persönlichen Beitrag zur Befreiung – von der Schaffung winterfester Unterkünfte bis hin zur Sprengstoffbeschaffung. Mit sechzehn Jahren traf er seine Eltern wieder, die weit entfernt von der Front überlebt hatten.

Im Leningrad der Nachkriegszeit absolvierte Pawel Markowitsch Rubintschik ein Studium an der Akademie für Forsttechnik und war später in leitenden Positionen in der Holzwirtschaft tätig. Seine Partisanenvergangenheit reihte sich zwar in das offizielle Siegernarrativ ein, dieses wiederum blendete aber nicht nur zentrale Details seiner eigenen

Überlebensgeschichte aus, sondern auch die zielgerichtete Ermordung sowjetischer Jüdinnen und Juden. Nicht zuletzt fand darin der Antisemitismus, dem er von sowjetischer Seite ausgesetzt war, keinen Platz. 1993 schließlich erfolgte die Gründung der von ihm über viele Jahre geleiteten regionalen Vereinigung jüdischer KZ- und Ghetto-Überlebender. Vorrangig als Interessenverband gedacht, initiierte Pawel Markowitsch Rubintschik in den Räumlichkeiten der Organisation auch die Einrichtung eines Holocaust-Museums: Was Faschismus für die jüdische Bevölkerung bedeutete, sollten junge Menschen aus dem Blickwinkel Überlebender erfahren. Selten ließ er sich anmerken, dass seine Lebensaufgabe, die Bewahrung der Erinnerung an die Opfer, ihn immense innere Kraft kostete.

Mit ASF verband Pawel Markowitsch Rubintschik nicht nur die Arbeit zahlreicher Freiwilliger mit jüdischen Überlebenden in St. Petersburg, sondern die Auseinandersetzung mit einer existenziellen Lebensfrage. Frei nach Léon Poliakov »den Holocaust persönlich nehmen« wollten er und sechzehn weitere Überlebende des Minsker und anderer Ghettos in Osteuropa im hohen Alter endlich den Ort besuchen, an dem ihre Vernichtung akribisch geplant wurde, und der ihr Leben so brutal veränderte – das Haus der Wannsee-Konferenz.

Es war für ASF eine große Ehre und besondere Freude, diese Reise zu organisieren, die im August 2012 stattfand. ASF stand Pawel Markowitsch Rubintschik und seinen Freund*innen, die er zum großen Teil aus der Zeit im Minsker Ghetto kannte, zur Seite, als sie in der Gedenk- und Bildungsstätte »Haus der Wannsee-Konferenz« der Frage nachgehen konnten, warum die Nazis gerade sie und viele weitere Millionen Jüdinnen und Juden umbringen wollten. Ehemalige und aktuelle Freiwillige haben die Gruppe einfühlsam durch den Reichstag geführt, eine Schifffahrt gemacht, ein Barockkonzert im Schloss Charlottenburg besucht, im legendären Hotel Bogota in der Lounge halbe Nächte lang geredet.

Kultur und eine ordentliche Feier schätzte Pawel Rubintschik außerordentlich, ein Teil von ihm ist aber immer ein Partisan geblieben.

Am 2. Oktober verstarb er in St. Petersburg.

Barbara Kettnaker, von 1997 bis 2013 ASF-Referentin für die Russlandarbeit
Ute Weinmann, ASF-Landesbeauftragte für Russland

Leise im Ton, aber mit Tiefenschärfe

Wir erinnern an Wolfgang Raupach-Rudnick (27. Dezember 1946–23. September 2022)

Am 23. September 2022 ist Pastor Wolfgang Raupach-Rudnick im Alter von 75 Jahren nach kurzer schwerer Krankheit in Hannover gestorben. Viele Jahrzehnte lang war er *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* stark verbunden. Von 1984 bis 1990 wurde er von der Evangelischen Landeskirche Hannover als theologischer Geschäftsführer zu ASF entsandt.

Wolfgang Raupach-Rudnick studierte in Bethel, Tübingen und Heidelberg evangelische Theologie und war nach seinem Vikariat bis 1984 als Pastor in der Kreuzkirche und der Marktkirche in Hannover tätig. Er prägte dort eine lebhafte innerstädtische Gemeindearbeit und die Friedensarbeit.

Schon vor seiner ASF-Geschäftsführerzeit hatte er als Pfarrer der hannoverschen Landeskirche die Sühnezeichenarbeit kräftig unterstützt. Er fuhr mit Jugendlichen in die Gedenkstätte Auschwitz, wurde 1976 Vereinsmitglied bei ASF, nahm am jährlichen »Festival der Friedensdienste« teil und wurde in das Kuratorium von ASF berufen.

Als theologischer Geschäftsführer gestaltete er in den 1980er Jahren die lebhaften Auseinandersetzungen und Entscheidungen zur Neuausrichtung der Sühnezeichen-Arbeit im In- und Ausland. Darunter fallen unter anderem der Baubeginn der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz, die Arbeit und Kontakte in Mittel- und Osteuropa, die Verbindungen zu *Aktion Sühnezeichen* in der DDR, die Reduzierung von Freiwilligenstellen aufgrund einer finanziellen Krise sowie die Reaktion von ASF auf die erste Intifada und Israelkritik.

Wolfgang Raupach-Rudnick war die »christliche Stimme« von ASF, leise im Ton, aber mit Tiefenschärfe. Neben der Entwicklung einer Israeltheologie nach Auschwitz und dem christlich-jüdischen Dialog, waren ihm die Entwicklung einer Theorie der Friedensdienste und die Ökumene wichtige Anliegen. Auch über seine Zeit als ASF-Geschäftsführer hinaus setze Raupach-Rudnick besondere Akzente bei der Gestaltung der ASF-Predigthilfen, insbesondere der Hefte zum Israelsonntag.

Für Sühnezeichen wünschte sich Wolfgang Raupach-Rudnick den inspirierenden Dialog der Generationen mit einem Ansporn der Alten und einer Ermutigung durch die Jüngeren. In den Debatten um den Vereinsnamen und um Schuld und Schuldgefühle bei den Nachgeborenen setzte Wolfgang Raupach-Rudnick klare Akzente. Im Gemeindebrief zum 1.9.1939 formulierte er 1989:

»Das eigene Leben wird bestimmt von der Schuld der Väter und Mütter, und die eigene Schuld bestimmt in ihren Folgen die Kinder und Kindeskinder. Die Folgen der Schuld sind sozial und geschichtlich. Schuld ist also eine »Realität« und alles andere als ein »Schuldgefühl«. Deshalb muss sie gelernt werden; deshalb muss sie einem gesagt werden. […] Diese Selbstprüfung geschieht nicht, um Schuldgefühle anzuhäufen – die deprimieren! – sondern um zu lernen und umzukehren.«

Von 1994 bis 2000 war Wolfang Raupach-Rudnick Beauftragter für Kirche und Judentum in der hannoverschen Landeskirche. Gemeinsam mit seiner Frau, Prof. Ursula Rudnick, initiierte er die Ausstellung »Blickwechsel – Christen und Juden? Juden und Christen«, die in Niedersachsen gezeigt wurde und auch als Buch erschienen ist. Raupach-Rudnick war Mitglied der *Konferenz landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden* (KLAK) sowie der *Evangelischen Mittelost-Kommission*. Mit dem Gemeinsamen Ausschuss Kirche und Judentum der EKD, VELKD und Evangelischen Kirche der Union gab er die Arbeitshilfe »Gelobtes Land?« heraus. Er setzte sich für ein kirchliches Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung ein, unter anderem in seinen 2008 erschienen Ausführungen »Der 9. November – ein kirchlicher Gedenktag!«.

Wolfang Raupack-Rudnick wurde von seinen Freund*innen, Partner*innen, Mitarbeiter*innen und Kolleg*innen als ausgesprochen tiefgründiger, kluger, ruhiger und ausgeglichener Gesprächspartner geschätzt.

Wir trauern, weil Wolfgang Raupach-Rudnick nicht mehr bei uns ist. ASF hat ihm viel zu verdanken.

Unsere Gedanken sind bei seiner Frau Ursula und seinen Angehörigen.

ASF-Jahrestagung

Judenfeindschaft – Tradierungen Erscheinungsformen Interventionen

12./13. Mai 2023 | Parochialkirche in Berlin-Mitte

Auch in diesem Jahr lädt ASF zu einer zweitägigen Tagung Mitglieder, Weggefährt*innen und Interessierte nach Berlin ein. In Diskussionsrunden, Vorträgen und Arbeitsgruppen setzen wir uns im Rahmen des Zweijahresthemas mit Fragen zum Antijudaismus, zur Bedeutung von Antisemitismus in Verschwörungsideologien oder zum Verhältnis von Antisemitismus und postkolonialen Bewegungen auseinander. Der ukrainische Holocaust-Überlebenden und Historiker Boris Zabarko wird als Zeitzeuge sprechen.

Das Programm und die Möglichkeit zur Anmeldung werden ab Frühjahr 2023 auf der ASF-Webseite aufrufbar sein. Wir freuen uns Sie und Euch auf der Tagung (wieder-) zu sehen!

TERMINE

27. JANUAR 2023 | 19 UHR
Berlin | Französische Friedrichstadtkirche
Gedenkgottesdienst am Tag der Befreiung von Auschwitz

7./8. MÄRZ 2023
Erfurt | Augustinerkloster
Demokratie stärken in Jugendwelten – Strategien gegen extrem rechte Angebote
Tagung der BAG *Kirche und Rechtsextremismus* und weiterer Partner*innen

10./11. MÄRZ 2023
Bad Boll | Evangelische Akademie
Religion und Theologie der Neuen Rechten – Eine notwendige theologische Auseinandersetzung
Tagung der BAG *Kirche und Rechtsextremismus* und weiterer Partner*innen

7.–11. JUNI 2023
Nürnberg
Deutscher Evangelischer Kirchentag
ASF-Programm mit Stand, Gesprächsrunden und Gottesdiensten

16.–18. JUNI 2023
Prag
Jubiläum 30 Jahre ASF-Freiwillige in Tschechien

HERBST
Belgien
Jubiläum 60 Jahre ASF-Freiwillige in Belgien
Nähere Informationen folgen bis zum Frühjahr

Weitere Informationen zu den Terminen unter www.asf-ev.de.

Ich möchte die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste unterstützen!

Aktionscode
ZI22B03

Ich werde Mitglied

☐ Ich möchte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) meine Stimme geben und Mitglied werden (Mitgliedsbeitrag: 70 Euro, ermäßigt: 35 Euro).

Bitte senden Sie mir einen Mitgliedsantrag zu:

Name: .....

Adresse: .....

Mitgliedsantrag auch online unter: www.asf-ev.de/de/engagiere-dich/mitglied-werden/

Ich spende

☐ Bitte ziehen Sie ab dem ..... (Datum) von meinem Konto ..... Euro
☐ einmalig ☐ monatlich ☐ vierteljährlich ☐ jährlich ein.

Dazu ermächtige ich ASF, die oben genannte Spende von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen.
Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von ASF auf mein Konto gezogene Lastschrift einzulösen.

Name: .....

Vorname: .....

IBAN: ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐

E-Mail-Adresse für Einladungen und weitere Informationen: .....

ASF Gläubiger-Identifikationsnummer DE33ZZZZ00000347023 | Die Mandatsreferenznummer teilen wir mit dem Dankesschreiben mit.

Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

.....
Ort, Datum und Unterschrift der/des Kontoinhaber*in

... oder einfach online spenden unter **www.asf-ev.de**

Bitte an: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin. Fax: 030 28 395 135
E-Mail: spende@asf-ev.de

Spendenkonto Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
BIC: BFSWDE33BER | IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Hinweis zum Datenschutz: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. verwendet personenbezogene Informationen nur zur Erfüllung ihrer Aufgaben innerhalb der Organisation. Wir geben Personendaten nur an Dritte weiter, sofern dies für ihre Aufgaben erforderlich, gesetzlich vorgeschrieben oder erlaubt ist oder eine Einwilligung vorliegt. Rechtsgrundlage für diese Datenverarbeitungen sind die Abwicklung der Spende gem. Art. 6 Abs. 1 lit. b) DSGVO sowie unser berechtigtes Interesse gem. Art. 6 Abs. 1 lit. f) DSGVO, unsere Spender*innen über die Verwendung der Spende und unsere Arbeit zu informieren. Weitere Informationen zum Datenschutz finden Sie unter: www.asf-ev.de/de/datenschutz/

Zukunft braucht Erinnerung – mit Ihrer Hilfe

Vielen Menschen ist es ein Anliegen, etwas Bleibendes zu hinterlassen. Erwägen auch Sie, ASF in Ihrem Testament zu bedenken? So können Sie die Zukunft positiv mitgestalten und helfen uns, unbeirrt gegen Antisemitismus einzutreten und die Erinnerung an die Shoah lebendig zu erhalten.

Mehr Informationen erhalten Sie in unserer Broschüre zur Nachlassplanung unter **www.asf-ev.de/vererben**

Wir schicken Ihnen unseren Testament-Flyer auch gerne zu, bitte senden Sie uns eine E-Mail an: **spende@asf-ev.de**

»Da ich keine Kinder habe, habe ich schon früh in meinem Leben beschlossen, eine gemeinnützige Organisation in meinem Testament zu bedenken. Dabei habe ich mich gefragt, welche Organisation gibt mir ein gutes Gefühl, den Eindruck, dass nach meinem Tod etwas Sinnvolles mit meinem Eigentum passiert. ... Das persönliche Gespräch klärte alle Fragen und gab mir die Sicherheit, dass bei ASF sorgfältig und wertschätzend mit meinem Eigentum umgegangen wird und dass individuelle Wünsche berücksichtigt werden.«

SUSANNE KÜHN *ist Diplom-Pädagogin und Coach. 1989/90 war sie als Freiwillige in den Niederlanden und fühlt sich bis heute ASF eng verbunden. Sie hat Aktion Sühnezeichen Friedensdienste als Begünstigte in ihr Testament aufgenommen.*

GESCHICHTE ERLEBEN – ZUKUNFT GESTALTEN

SPENDENKONTO AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE: IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00

DZI Spenden-Siegel

Das Spenden-Siegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI) bescheinigt den verantwortungsbewussten Umgang mit den anvertrauten Mitteln. Als Zeichen für Vertrauen trägt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. seit 2001 das DZI Spenden-Siegel.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU- / EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.

Begünstigte: Name, Vorname/Firma
ASF e.V.

IBAN
DE68 1002 0500 0003 1137 00

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
BFSWDE33BER

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Danke für Ihre Spende!

Betrag: Euro, Cent

Spenden- / Mitgliedsnummer oder Name der / des Spender*in:
Zi22B03

ggf. Stichwort

PLZ und Straße der/des Spender*in:

Angaben zu Kontoinhaber*in / Zahler*in: Name, Vorname / Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN
DE 06

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Beleg / Quittung für Auftraggeber*in

IBAN Kontoinhaber*in

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80, 10117 Berlin

IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00
Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist wegen Förderung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27 / 659 / 51675 vom 28.08.2020 für die Jahre 2017 bis 2019 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit.
Es wird bestätigt, dass die Zuwendung nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Ihre Spendenbescheinigung

schicken wir Ihnen jeweils zu Beginn des Folgejahres automatisch zu. Für Beträge bis zu 300 Euro genügt dieser quittierte Beleg zusammen mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung.

Name Auftraggeber*in / Quittungsstempel

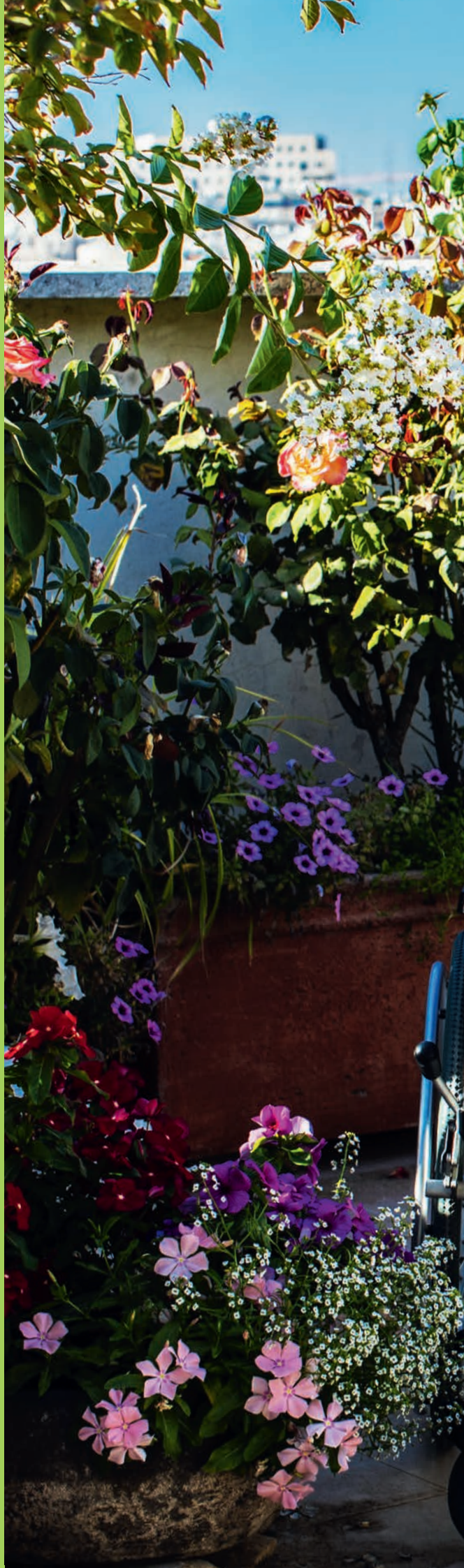
So warme Freundschaften nach Jahren des Hasses

Marianne Karmon
über ihre Begegnung mit
Leonore Schweynoch

Ich bin 1921 in Berlin geboren, 1939 musste ich nach Schweden fliehen und seit 1949 lebe ich in Israel. Schon seit den 1960er Jahren haben mein verstorbener Mann und ich Kontakte zu Deutschen gefördert, weil uns die Aussprache nach den schweren Jahren und den offenen Wunden der Shoah wichtig erschien. Damals begann *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* mit ihrer Arbeit im Land.

So habe ich viele junge deutsche Freiwillige getroffen. Mit ihnen allen sind bleibende Kontakte entstanden, was mir heute in meinem hohen Alter eine ständige Freude ist.

Im Jahre 2020/2021 besuchte mich Leonore Schweynoch jede Woche. Ich glaube, dass wir uns beide auf diese Stunden gefreut haben. Sie ist ein gescheites, liebenswertes Mädchen, und ich wünsche ihr viel Freude und Erfolg in ihrem Leben. Ich hoffe, dass wir auch weiterhin in Kontakt bleiben.

Auch dieses Jahr besucht mich wieder eine Freiwillige, und schon jetzt scheint es wieder gut zu klappen. Wie schön, dass nach den Jahren des Hasses und der Verzweiflung so viele gute, warme Freundschaften aufgeblüht sind.

Marianne Karmon: Die frühere Kartographin lebt heute in Jerusalem im Seniorenheim Bayit Balev. Sie ist Ehrenvorsitzende des ASF-Freundeskreises in Israel.